



AkademieAktuell

ZEITSCHRIFT DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Ausgabe 03/2009 ISSN 1436-753X



Schwerpunkt



Weltweit vernetzt

Internationale Zusammenarbeit,
wissenschaftlicher Austausch,
globale Rezeption

韋伯

马克斯·韦伯

マックス・ヴェーバー

Макс Вебер

מקס ובר

막스 베버

Makss Vēbers

Μαξ Βέμπερ

Макс Вебер

מקס ובר

막스 베버

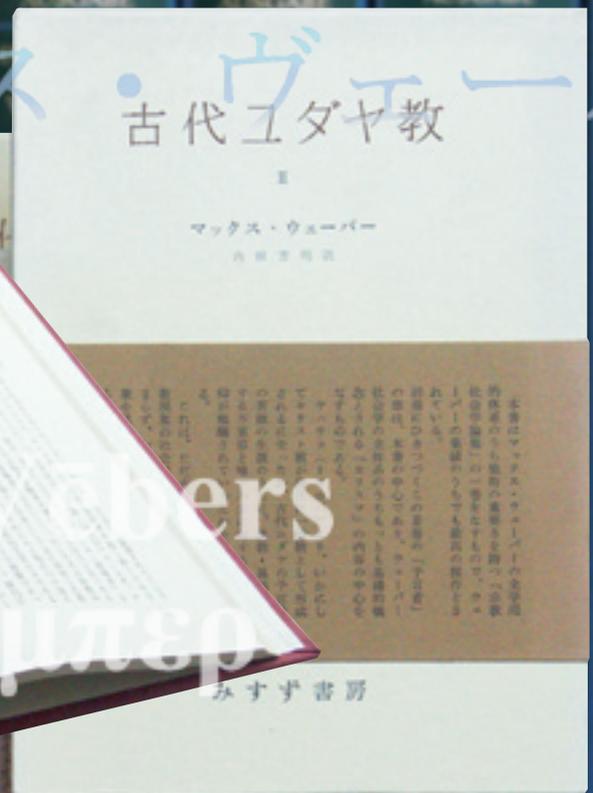
Makss Vēbers

Μαξ Βέμπερ

古代ユダヤ教

マックス・ヴェーバー
古澤 啓吉 訳

みすず書房





EDITORIAL

Internationale Kontakte, das hat unser Jubiläum nochmals bewusstgemacht, ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Waren es anfangs die „korrespondierenden“ Mitglieder fernab, mit denen sich die Münchner Akademiker per Brief über neueste Entdeckungen austauschten, so ist die Akademie seit dem 19. Jahrhundert auch an internationalen Forschungsvorhaben beteiligt. Die „Europäische Gradmessung“ steht am Beginn dieser grenzüberschreitenden Großprojekte (S. 44).



ARCHIV

Auch die aktuellen Forschungsvorhaben der Akademie leben von internationaler Zusammenarbeit und weltweiten Netzwerken – von Wien bis Paris, von Italien bis Japan. Eine Reihe davon stellen wir im Themenschwerpunkt dieser Ausgabe vor – und vom vielzitierten Elfenbeinturm kann nicht die Rede sein: Einige Kommissionen sind sogar Kompetenzzentren, die Spezialisten aus aller Welt anziehen, sei es die Generalredaktion der Max Weber-Gesamtausgabe (S. 18) oder der Thesaurus linguae Latinae mit seinen Stipendiaten aus vielen Ländern der Erde (S. 30).

Mit dem Historischen Atlas über das Innviertel stellen wir ein von der EU mitfinanziertes bayerisch-österreichisches Vorhaben vor (S. 37). Enge Beziehungen zu Österreich und auch zu Tschechien weist die Stifter-Edition auf (S. 34), für den gesamten deutschsprachigen Raum steht seit Kurzem das neue „Biographie-Portal“ zur Verfügung, das unter Mitwirkung der Historischen Kommission entstand (S. 22). Unter dem Titel „Fichte für die Welt“ geht ein Beitrag schließlich der Frage nach der weltweiten Rezeption des deutschen Philosophen nach (S. 40).

Und auch das Leibniz-Rechenzentrum darf in dieser Ausgabe nicht fehlen – nicht zuletzt aus aktuellem Anlass: Im Herbst 2009 beginnen die Bauarbeiten für den Erweiterungsbau. Im Rahmen des geplanten Ausbaus zu einem europäischen Zentrum für Supercomputing wird 2011 in Garching dann der nächste Höchstleistungsrechner mit dem Namen „SuperMUC“ installiert (S. 27).

Prof. Dr. Dietmar Willoweit
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften



Unser Titelbild

Das Titelbild zeigt mehrere Bände der Max Weber-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Übersetzungen der Werke Max Webers sowie seinen Namenszug in acht Sprachen (alle Abb.: Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Gestaltung: Tausendblauwerk).

INHALT. AUSGABE 03/2009. HEFT 30

AKTUELL

- 4 Jubiläums-Jahrfeier

PREISE

- 7 Naturethik und Naturbewertung im indischen Buddhismus
10 Welterkenntnis aus Musik
12 Flora der Haßberge und des Grabfelds
14 Dünne Luft in der Wirtschaft?
16 Neue Methoden im Kampf gegen multiresistente Bakterien

THEMA

- 18 Max Weber weltweit
22 Zertifiziertes Wissen im World Wide Web
24 Ein europäisches Vorhaben
27 Vom Münchner Königsplatz nach Europa
30 Die „viel ausposaunte Internationalisierung“
34 Linz, München, Prag und andere Orte

PUBLIKATIONEN

- 37 Der Historische Atlas von Bayern – Teil Innviertel

FORSCHUNG

- 40 Fichte für die Welt
44 Große Ziele und notorische Geldnöte

PERSONEN

- 49 Und jetzt, zum Ende ...
50 Hubert Ziegler (1924–2009)
52 Kurz notiert
54 Dieter Medicus zum 80. Geburtstag
56 Rationale Streitkultur und rhetorische Prägnanz
58 Pionier der Informatik

LEBEN

- 60 Ein Prunkstück kehrt zurück

TERMINE

- 62 Wissenschaft und Politik
63 Mythos Ludwig II.
64 September bis Dezember 2009

INFO

- 66 Die Akademie im Überblick



FESTAKT

Jubiläums-Jahrfeier

IM 250. JAHR IHRES BESTEHENS LUD DIE AKADEMIE AM 27. JUNI 2009 ZUR JAHRESSITZUNG EIN – IN DER NÄHE EINES HISTORISCHEN DATUMS: AM 25. JUNI 1759 BESTÄTIGTE KURFÜRST MAX III. JOSEPH DIE AKADEMIESTATUTEN UND ERNANNTEN DEN ERSTEN PRÄSIDENTEN.

VON ELLEN LATZIN

Ein Glanzlicht in der bayerischen Wissenschaftslandschaft – mit diesen Worten gratulierte Wolfgang Heubisch der Akademie zugleich im Namen der Staatsregierung zum Jubiläum: „Sie trägt seit 250 Jahren wesentlich zur Institutionalisierung unabhängiger Forschung in Bayern bei.“

Grußworte

Der Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst war am 27. Juni 2009 der Einladung in den voll besetzten Herkulesaal der Münchner Residenz ebenso gefolgt wie der Münchner Oberbürgermeister Christian Ude. Er beleuchtete die Rolle der Akademie beim „Aufstieg Münchens zu einem der national und international angesehensten und bedeutendsten Standorte der Wissenschaft“ und verwies auf die „Spuren der Akademie, denen man auf Schritt und Tritt in München begegnet: den Straßennamen, Gedenktafeln, Denk- und Grabmälern, Schulen und wissenschaftlichen Institutionen, die an ihre Mitglieder und Präsidenten erinnern.“ Er ließ dabei auch einen der „kuriosen Festakte“ seiner Amtszeit nicht unerwähnt, die Umbenennung des Max-Weber-Platzes (1905 nach einem Münchner Magistratsrat benannt) in Max-Weber-Platz (nun auch nach dem Soziologen und Akademiestatutmitglied) im Jahr 1998.

Im Namen der „engeren Verwandtschaft der sieben Schwesterakade-

mien“ sprach Peter Graf Kielmasegg zur Festversammlung und überbrachte Glückwünsche, formulierte aber auch Wünsche an die Bayerische Akademie, den „allseits geachteten, in mancher Hinsicht bewunderten älteren Bruder“, in der zukünftigen modernen Wissenschaftswelt.

Für die bayerischen Universitäten sprach Godehard Ruppert, Rektor der Universität Bamberg und stellvertretender Vorsitzender von Uni Bayern e.V. Er betonte das Zusammenwirken zwischen Akademie und Universitäten an zwei Beispielen: der Infrastruktur, die das Leibniz-Rechenzentrum für Forscher bereitstellt und den Lehraufträgen, die die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Akademie an Universitäten innehaben.

Einrichtung des Förderkollegs

Akademiepräsident Dietmar Willoweit schlug in seiner Ansprache den Bogen zur 200-Jahr-Feier unter Friedrich Baethgen im Jahr 1959. Nicht nur quantitativ habe sich die Forschungseinrichtung erfreulich entwickelt, auch das Wissenschaftsverständnis selbst sei heute ein anderes. Die Aufgabe der sozioethischen Orientierung sei „in einer Gesellschaft mit fast unübersehbarer Meinungsvielfalt nun weitgehend der Wissenschaft zugefallen. Sie erhebt jetzt den Anspruch auf allseitige Anerkennung. Die Wissenschaft stellt heute die Agora zur Verfügung, auf der sich alle Teilnehmer an öffentlichen Dis-

kursen einfinden müssen, wenn sie nicht allgemeiner Ächtung anheimfallen sollen“, betonte Willoweit. Auch in Zukunft werde die Akademie daher „die Wissenschaftsentwicklungen der Gegenwart aufmerksam und kritisch (...) begleiten und in ihrem vergleichsweise bescheidenen Rahmen notwendige Akzente (...) setzen.“ Das neu einzurichtende Förderkolleg, dessen hälftige Finanzierung Staatsminister Heubisch zuvor angekündigt hatte, sei „ein Schritt in dieser Richtung“ und setze „ein Zeichen im wohl verstandenen Interesse des wissenschaftlichen Nachwuchses“.



BADWIF. SCHMIDT



P. HEMZTA

Staatsminister Wolfgang Heubisch (oben) und Oberbürgermeister Christian Ude.



BADWIF. SCHMIDT



Preisverleihungen

Bei ihrer Jahresversammlung 2009 förderte die Akademie anschließend herausragende wissenschaftliche Leistungen, insbesondere des Nachwuchses, mit Preisen im Gesamtwert von rund 55.000 Euro.

Schelling-Preis

Im Jubiläumsjahr wurde nach 2006 zum zweiten Mal der mit 25.000 Euro höchstdotierte Preis der Akademie verliehen, der Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling-Preis. Die Auszeichnung ging an **Lambert Schmithausen**. Der Hamburger Indologe hat in den letzten Jahrzehnten maßgebliche Forschungen zur Geistesgeschichte des Buddhismus vorgelegt. Mit seinen Arbeiten zu den ethischen Grundlagen des Buddhismus, vor allem zur Naturethik, hat er eine völlig neue Forschungsrichtung eröffnet: Er setzt die historisch orientierte philologische Erschlie-

ßung und Analyse buddhistischer Literatur in Bezug zu den großen gesellschaftlichen Herausforderungen, mit denen sich religiöse Traditionen zu Beginn des 21. Jahrhunderts konfrontiert sehen (s. S. 7–9).

Max Weber-Preis

Den Max Weber-Preis für herausragende geisteswissenschaftliche Forschungen erhielt **Melanie Wald-Fuhrmann**, die als wissenschaftliche Assistentin am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Zürich tätig ist. In ihrer Dissertation mit dem Titel „Welterkenntnis aus Musik. Athanasius Kirchers *Musurgia universalis* und die Universalwissenschaft im 17. Jahrhundert“ untersucht sie ein für die Auseinandersetzung mit der Musik der frühen Neuzeit bemerkenswertes lateinischsprachiges Dokument. Sie legt Kirchers Musikbegriff Schicht um Schicht frei und entschüsselt seine „Musurgia“ als ein komplex verwobenes System von Verweisen, in deren Zentrum die Musik als über sich selbst hinausweisendes Instrument zum Erkenntnisgewinn steht (s. S. 10–11).

Arnold Sommerfeld-Preis

Der Chemiker **Stephan A. Sieber** leitet eine Emmy Noether-Nachwuchsgruppe am Department Chemie und Biochemie der LMU München. Er arbeitet mit einem interdisziplinären Ansatz an der Entwicklung spezifischer Wirkstoffe, um Infektionskrankheiten einzudämmen, die durch resistente Bakterien verursacht werden. Indem er versucht, derartige pathogene Bakterien nicht abzutöten, sondern in ihrer Virulenzfähigkeit zu schwächen, stellt seine Methode eine viel versprechende neue Strategie dar, für die er den Arnold Sommerfeld-Preis für besondere Leistungen in den Naturwissenschaften erhielt (s. S. 16–17).



BADW.F. SCHMIDT

Peregrinus-Preis

Guido Möllering, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln, befasst sich mit dem Spannungsfeld zwischen Markt und Unternehmenskooperation. Sein besonderes Interesse gilt dabei dem Problemfeld des Vertrauens innerhalb von sowie zwischen Organisationen – ein für die moderne Wirtschaft und Gesellschaft mit ihren vielfältigen Vernetzungen und teilweise virtualisierten Strukturen und Handelsbeziehungen äußerst wichtiges Thema – und zudem der Organisation von wirtschaftlichen Netzwerken insgesamt. Für seine Forschungen erhielt er den Preis der Peregrinus-Stiftung, mit dem Arbeiten ausgezeichnet werden, die das Verständnis interdisziplinärer Zusammenhänge und Fragestellungen fördern (s. S. 14–15).

Akademiepreis

Der Akademiepreis, der an Personen verliehen wird, die nicht hauptberuflich in der Forschung tätig sind, wurde zwei Mal vergeben: **Lenz Meierott**, ehem. Professor für Musikpädagogik und Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik in Würzburg, erhielt ihn für seine Verdienste um die Erforschung der Flora Unterfrankens, vor allem sein monumentales Werk „Flora

Nach der Preisverleihung: **Dietmar Willoweit, Lenz Meierott, Christof Völksen, Guido Möllering, Marijke Ottink, Eva Bayer-Niemeier, Stephan A. Sieber, Melanie Wald-Fuhrmann, Lambert Schmithausen und Heinz-Gerd Hegering (v. l. n. r.).**

Gruppenbild mit Ehrenmitglied: die ordentlichen Mitglieder der Akademie vor dem Münchner Herkulesaal; in der ersten Reihe der Akademievorstand (Altpräsident Heinrich Nöth, Präsident Dietmar Willoweit, Thomas O. Höllmann, Roland Z. Bulirsch und Gottlieb Sachs) mit Herzog Franz von Bayern in der Mitte.





BADWIF. SCHMIDT

Heinz-Gerd Hegering (rechts) mit der Medaille Bene merenti in Gold.

der Haßberge und des Grabfelds. Neue Flora von Schweinfurt“ (s. S. 12–13). **Karl Bayer**, Ministerialrat a. D. im Kultusministerium, zeichnete die Akademie posthum für seine Forschungs-, Übersetzungs- und Editionstätigkeit in der Klassischen Philologie aus, die von Cicero über die Vorsokratiker bis zu Plato und Plinius reicht.

Von der „Nutz- und lust-erweckenden Gesellschaft“ zur Gelehrtenvereinigung:

Andreas Thiele, Christian Baumann, Thomas Meinhardt, Martin Walch und Werner Haindl begeisterten im Cuvilliés-Theater mit Szenen aus der Gründungsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Rotary-Preise

Den Preis des Rotary-Clubs München-Friedensengel erhielt **Marijke Ottink**, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Thesaurus linguae Latinae, für ihre außergewöhnlichen Leistungen bei der Bearbeitung und

Redaktion der Wörterbuchartikel. Der Preis des Rotary-Clubs München-Hofgarten ging an **Christof Völksen**, den organisatorischen Leiter der Bayerischen Kommission für die Internationale Erdmessung. Er hat in den letzten Jahren einen maßgeblichen Beitrag zum Aufbau des Langzeitbeobachtungsnetzes im Rahmen des EU-Projekts ALPS-GPS QUAKENET geleistet.

Medaille Bene merenti in Gold

Die Medaille Bene merenti ist eine Auszeichnung für besondere Verdienste um die Akademie. In Gold wurde sie seit 1959 erst sieben Mal verliehen, zum letzten Mal im Jahr 2004. Für sein herausragendes Engagement erhielt nun **Heinz-Gerd Hegering**, ehemaliger Leiter des Leibniz-Rechenzentrums und derzeit Vorstand des Gauss Centre for Supercomputing, diese seltene Würdigung. Das Leibniz-Rechenzentrum entwickelte sich unter seiner Leitung zu einem der größten Wissenschaftsrechenzentren Europas.

Festvortrag

Der Jurist Claus-Wilhelm Canaris arbeitete in seinem Vortrag „Die Europäische Union als Gemeinschaft des Rechts – von Athen und Rom über Bologna nach Brüssel“ spezifische Charakteristika europäischen bzw. „westlichen“ Rechts-

denkens heraus. In den Mittelpunkt seiner weiteren Ausführungen stellte er die Eigentümlichkeit der Europäischen Union als einer Organisation, die ihre Macht allein aus der Kraft des Rechts gewinnt.

Festabend im Cuvilliés-Theater

Einen ganz besonderen Charakter hatte der Festabend im Cuvilliés-Theater, zu dem die Akademie am selben Tag ihre Mitglieder, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, den Freundeskreis und einige Ehrengäste lud. Vor ausverkauftem Haus spielten Schauspieler Szenen aus der Gründungsgeschichte der Akademie. Das Stück der Regisseurin Sarah Kohrs basierte u. a. auf der Briefkorrespondenz der Akademiegründer und machte die leidenschaftliche Initiative Johann Georg Loris im Geist der Aufklärung ebenso greifbar wie die Auseinandersetzungen um die Zensur an der Universität Ingolstadt und das damalige Engagement bayerischer Klöster in der Wissenschaft. Die Hofkapelle München unter Christoph Hammer begleitete die Inszenierung mit zeitgenössischer Barockmusik. Der Abend wurde durch einen Staatsempfang abgerundet.



Die Autorin ist für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verantwortlich.



BEIDE ABB.: H. LOBINGER





RELIGION

Naturethik und Naturbewertung im indischen Buddhismus

DEN HÖCHSTDOTIERTEN WISSENSCHAFTSPREIS DER AKADEMIE, DEN SCHELLINGPREIS, ERHIELT IM JAHR 2009 DER INDOLOGE LAMBERT SCHMITHAUSEN FÜR DIE ERFORSCHUNG DER GEISTESGESCHICHTE DES BUDDHISMUS, DIE ER ZU MODERNEN GESELLSCHAFTLICHEN FRAGESTELLUNGEN IN BEZUG SETZT. IN „AKADEMIE AKTUELL“ STELLT ER ZWEI ASPEKTE SEINER ARBEITEN VOR.

VON
LAMBERT SCHMITHAUSEN

Angestoßen nicht zuletzt durch Rachel Carsons „Silent Spring“ (1962), entwickelte sich vor allem in den 1970er Jahren zunehmend ein Bewusstsein für die globale menschengemachte Bedrohung von Artenvielfalt und natürlichen Lebensräumen, in dessen Kontext auch Vertreter der großen Religionen, einschließlich des Buddhismus, das Thema des Ver-

hältnisses von Mensch und Natur aufgriffen. Vorher vornehmlich mit der Erforschung buddhistischer Philosophie befasst, begann ich Anfang der 1980er Jahre, mich für die Frage zu interessieren, welches Bild sich für die Einstellung des Buddhismus zur Natur aus wissenschaftlicher Sicht ergibt, insbesondere aus einer systematischen Auswertung der textlichen Zeugnisse buddhistischer Traditionen im alten Indien bis ins zweite Drittel des ersten Jahrtausends n. Chr.

Dafür, dass eine solche Untersuchung, unvoreingenommen durchgeführt, ein komplexes Ergebnis liefern würde, sprach schon der Widerspruch zwischen der verbreiteten These vom Buddhismus als einer auf Harmonie mit der Natur bedachten Lehre und der Tatsache, dass die Naturzerstörung in der Moderne in den buddhistisch geprägten asiatischen Ländern kaum geringer ist als bei uns im Westen. Eine genaue Analyse der Texte zeigt in der Tat, dass sich dieser Widerspruch nicht allein mit dem unvermeid-



Abb. 1: Illustration des Karma-Gesetzes in einem Tempel in Vāvurukannala, Sri Lanka; Aufnahme von 1994.

lichen Gefälle zwischen Norm und Lebenswirklichkeit erklären lässt, sondern auch die Mehrschichtigkeit der buddhistischen Tradition selbst widerspiegelt.

Ein Problem vieler Veröffentlichungen ist, dass sie Verhaltensmaximen, die ursprünglich einen anderen Zweck verfolgen, aufgrund ihrer günstigen ökologischen Nebenwirkung zu umweltethisch motivierten umdeuten, etwa die Genügsamkeit, die von Mönchen und Nonnen erwartet wird, nicht aber von den Laien, denen Streben nach materiellem Gewinn gestattet ist und lediglich Freigebigkeit nahegelegt wird. Problematisch ist auch die häufige Vermischung von Tierethik und ökologischer Ethik. Während Erstere das Verhalten gegenüber Tieren als Einzelwesen zum Gegenstand hat, geht es bei zweiterer in erster Linie um Artenvielfalt und Ökosysteme. Zwischen Tierethik und ökologischer Ethik gibt es Zusammenhänge, manchmal aber doch auch Konflikte.

Tierethik im Buddhismus

Im Gegensatz zu Pflanzen (die, wie ich nachzuweisen versucht habe, in der ältesten Überlieferungsschicht noch eine Art Grenzfall darstellen) gelten Tiere im Buddhismus wie der Mensch uneingeschränkt als empfindungs- und somit leidensfähige Lebewesen. Auch im Hinblick auf sie gilt deshalb, im Sinne der Goldenen Regel, dass man sie nicht töten oder quälen darf, sondern ihnen Mitgefühl entgegenbringen soll. Hinzu kommt das Karma-Gesetz, demzufolge auch das Töten oder Quälen eines Tieres für den Täter im nächsten Leben schlimme Folgen hat, bisweilen dergestalt, dass er selbst Opfer einer entsprechenden Handlung wird (Abb. 1). Hier schimmert noch die archaische Vorstellung durch, dass sich das Opfer im Jenseits am Täter rächt und womöglich sogar eine Spirale

der Vergeltung in Gang gesetzt wird, die nur dann ein Ende findet, wenn eine Seite bedingungslos auf Hass und Gewalt verzichtet. Aus der hier vorausgesetzten Wiedergeburtstheorie, in die auch die Tiere integriert sind, wird später eine durchgängige, Menschen ebenso wie Tiere einbeziehende Verwandtschaft aller Lebewesen abgeleitet, die im Großen Fahrzeug (Mahāyāna) gelegentlich auch als Argument gegen Fleischverzehr eingesetzt wird. Dies gilt zudem für die ebenfalls dem Großen Fahrzeug zuzuordnende Idee, dass alle Lebewesen, auch die Tiere, in verborgener Weise immer schon die Buddhaschaft in sich tragen und deshalb mit der gleichen Ehrfurcht wie der Buddha zu behandeln sind.

Ökologische Ethik und Naturbewertung

Für eine ökologische Ethik gab es im indischen Buddhismus nur Ansätze; unsere heutigen Probleme waren damals noch nicht aktuell. Und wenn etwa das Verbot, Pflanzen zu zerstören oder Wasser zu verschmutzen, gelegentlich damit begründet wird, dass sie Lebensraum von Tieren sind, so ist selbst dann an die darin lebenden Einzeltiere gedacht. Von Interesse im Zusammenhang mit der Frage der Naturbewertung ist aber auch die der Naturbewertung, die Frage, ob denn die natürliche Welt als solche überhaupt ein wünschenswerter Zustand ist. Ich habe zu zeigen versucht, dass sich schon in den kanonischen Texten des frühen Buddhismus drei verschiedene Einstellungen unterscheiden lassen:

1. Einem anthropozentrisch-zivilisationsfreundlichen Strang zufolge herrschen in der Welt ideale Verhältnisse, wenn sie dicht von Menschen besiedelt und frei von Wildnis ist. Die Forderung, Tiere rücksichtsvoll und mitfühlend zu behandeln, bedeutet nicht, dass die

Daseinsform des Tieres als solche positiv gewertet würde. Ganz im Gegenteil, die Tiere sind diesem Traditionsstrang zufolge besonders unglücklich: Unter ihnen herrscht das Recht des Stärkeren, der den Schwächeren auffrisst, und zudem werden sie von Menschen gejagt oder als Haustiere ausgebeutet. Als Tier wiedergeboren zu werden, gilt als Folge schlechten Karmas, und eine Welt mit vielen Tieren und wenig Menschen als Zeichen schlechter Verhältnisse. In utopischen Weltkonzepten dieses Stranges gibt es nur nützliche und dekorative oder gar keine Tiere. Dies mag eine zeitgebundene und auch keineswegs exklusiv buddhistische Weltsicht sein, aber sie könnte in der Moderne einem rücksichtslosen Umgang mit der Natur in buddhistischen Ländern Vorschub geleistet haben.

2. Demgegenüber spielen vor allem in der erzählenden Literatur Tiere oft eine positive Rolle. Auch in den Lehrtexten finden sich viele Stellen, die die ungestörte Natur, die Wildnis, als idealen Ort der Meditation preisen, an den sich buddhistische Weltentsager zurückziehen, um in der Einsamkeit an ihrer spirituellen Vervollkommnung zu arbeiten. In diesem Zusammenhang kann auch die ästhetische Qualität einer Landschaft oder der Vielfalt von Pflanzen- und Tierwelt in den Blick kommen. Die Angst vor den in der Wildnis drohenden Gefahren sollen buddhistische Weltentsager durch die Übung von Wohlwollen gegenüber allen Wesen überwinden. Es besteht die Vorstellung, dass sich durch die Ausstrahlung dieses Gefühls die wilden Tiere vertrauensvoll und friedfertig nähern. In ähnlicher Weise sammeln sich einem späteren Text zufolge um den sterbenden Buddha neben Mönchen und Nonnen auch viele Tiere (Abb. 2), worin sich allerdings nicht nur das Charisma des Buddha, sondern auch die „heilsgeschichtliche“ Bedeutung des Ereignisses kundtut. Es verwun-



KATALOG TREASURES OF ZUIRYUJI TEMPLE, KANAZAWA 1997, S. 61.

Abb. 2: Mönche, Nonnen und Tiere versammeln sich um den sterbenden Buddha: Parinirvāna des Buddha (Edo-Zeit), Zuiryūji Tempel, Japan.

dert nicht, dass die Bewertung der Natur in diesem Traditionstrang auf moderne ökologische Bewegungen in buddhistischen Ländern inspirierend gewirkt hat.

3. Aus der Sicht einer radikalen Daseinsanalyse ist jedoch die vielheitliche Welt, egal ob naturbelassen oder zivilisiert, aufgrund ihrer Vergänglichkeit und vielfäl-

tigen Begrenztheit ungenügend. In einem mythisch ausgekleideten Text werden die idealen Verhältnisse der Urzeit als ein Zustand der vollkommenen Gleichheit und Autonomie der Lebewesen dargestellt und die Umwelt als in einem Zustand der Undifferenziertheit befindlich, dessen Charakterisierung große Ähnlichkeit mit gewissen Beschreibungen des transzendenten

Nirvāna, des „Ortes“ der endgültigen Befreiung, aufweist.



Der Autor hatte von 1973 bis zu seiner Emeritierung 2005 den Lehrstuhl für Indologie und Buddhismuskunde am Institut für Kultur und Geschichte Indiens und Tibets der Universität Hamburg inne.

MAX WEBER-PREIS 2009

Welterkenntnis aus Musik

FÜR IHRE FORSCHUNGEN ÜBER ATHANASIVS KIRCHERS „MUSURGIA UNIVERSALIS“ ERHIELT MELANIE WALD-FUHRMANN DEN MAX WEBER-PREIS 2009.

VON MELANIE
WALD-FUHRMANN

Habe nun, ach ...“ Der Bildungsweg, den Goethe seinen Faust beschreiben ließ, kann als typisch gelten für Renaissance und frühe Neuzeit, ebenso sein schier unstillbarer Wissensdurst. Mit „Philosophie, Jurisprudenz und Medizin, und leider auch Theologie“ sind die vier Fakultäten damaliger Universitäten benannt; in der Frage nach dem „was die Welt im Innersten zusammenhält“, nach „Wirkungskraft und Samen“ der Dinge klingt das höchste Ziel universaler Bildung an. Doch

obwohl Faust über die Summe allen Wissens verfügt, bleibt er unzufrieden, sieht, „daß wir nichts wissen können“, und ergibt sich der Magie.

Der Jesuit Athanasius Kircher

Die Anlage zu einem faustischen Menschen hätte auch Athanasius Kircher (1602–1680) gehabt: Seine profunde Auseinandersetzung mit sämtlichen Wissenschaftszweigen seiner Zeit dokumentierte der in Fulda erzogene, kurz in Würzburg lehrende und ab 1633 am Collegium Romanum in Rom wirkende Jesuit in zahlreichen, oft voluminösen Publikationen. Vom Magnetismus über Pesterreger, Sprachen, Verschlüsselungstechniken, Maschinen- und Automatenbau bis hin zur Altertumskunde, China und Ägyptologie interessierte ihn einfach alles. Und doch verstand er Wissen nicht als die bloße Anhäufung von Daten und Fakten. Entscheidend war vielmehr deren sinnvolle, Sinn offen legende Verknüpfung. Durch die Ordnung von Wissensinhalten gelangt man zur Ordnung der Welt. Ein Gutteil Magie – im neuplatonischen Verständnis – gehörte auch für Kircher dazu.

Doch im Gegensatz zu Faust entkoppelte der Jesuit seine Erkenntnisbemühungen nie von seinem Glauben; die Frage nach der „Weltformel“ war für ihn stets identisch mit der Frage nach Gott. „Mundus quoque perfecta Dei similitudo.“ „Die Welt ist ein vollkommenes Abbild Gottes“, schrieb Kircher an einer Stelle. Und es ist alles andere als beliebig oder verwunderlich, dass sich dieser Satz in einem

Werk über Musik findet, nämlich der 1650 in zwei dicken Folio-bänden erschienenen „Musurgia universalis“. Der Titel (etwa: „Das universale Musikmachen“) ist im Grunde unübersetzbar, doch verrät der ausführliche Untertitel, worum es geht: „Die sowohl theoretische als auch praktische Wissenschaft von der Musik. Die wundersamen Kräfte und Effekte von Konsonanz und Dissonanz in beinahe jedem Wissensgebiet, besonders aber in der Philologie (Geschichte), Mathematik, Physik, Mechanik, Politik, Metaphysik und Theologie werden hier eröffnet und aufgezeigt.“

Musik, das ist für Kircher das spannungsvolle Verhältnis von Konsonanz und Dissonanz, von Ruhe und Spannung, Identität und Differenz, Ordnung und Unordnung, Gut und Böse. Und diese Dichotomie sieht er überall am Werke, ja, er erklärt mit ihr sämtliche Phänomene der Schöpfung. Die enzyklopädische Beschreibung eines einzigen Wirkungsprinzips wird so unversehens zur Welterklärung. Und aus der theoretischen Erkenntnis kann, und darauf zielt das Werk ab, wiederum praktisch orientiertes Handlungswissen erwachsen.

Vieles fließt in der „Musurgia“ zusammen: das platonisch-mathematische Verständnis von Musik als einer mathematischen Disziplin, die sich um Relationen und deren Qualitäten bemüht, die verschiedenen Traditionen von Musik- und Kompositionslehren, die Idee des Nicolaus Cusanus von der „coincidentia oppositorum“, des Ineinanderfließens konstitutiver Gegen-

Frontispiz zum ersten Band von Kirchers „Musurgia“: Die Musik in all ihren Aspekten als pythagoreische Theorie, instrumentale Praxis, Tanz, Gesang, akustisches Phänomen, Kunst, Planetenharmonie und Engelsgesang zum Lobpreis Gottes.



sätze in dem ihnen je ontologisch vorgelagerten und ihrer finalen Aufhebung in Gott, der magisch grundierte Neoplatonismus etwa eines Marsilio Ficino, in dem es um die verborgenen Wirkursachen natürlicher Phänomene ging, sowie kompositionstechnische Prinzipien von Konsonanz- und Dissonanzbehandlung des 16. und 17. Jahrhunderts. Lange sah man in Kircher deshalb nur einen altmodischen, wenig originellen und leichtgläubigen Kompilator, der weit unter den Heroen einer teleologischen Wissenschaftshistoriographie – Galilei, Kepler, Francis Bacon oder Newton – einzuordnen wäre.

Erst durch das Interesse an einer differenzierten Beschreibung der „wissenschaftlichen Revolution“ des 17. Jahrhunderts, die auch komplementäre Aspekte wie etwa das Streben nach einer universalen Welterklärung im Gegensatz zu der einsetzenden Spezialisierung ernst nimmt, wurden Kirchers Schriften neu entdeckt. Durch Faksimile, Online-Editionen, Buchpublikationen und Ausstellungen wird sein Œuvre erschlossen. Und es bedarf keiner besonderen Hellsicht, um zu erkennen, dass der jesuitische Universalgelehrte seine Attraktivität aktuellen Befindlichkeiten verdankt, die nach 200 Jahren der Objektivierung, Säkularisierung und Spezialisierung der Wissenschaften nun einen Ausweg aus der „Entzauberung der Welt“ suchen.

Auch der Musikwissenschaft kann die Beschäftigung mit der „Musurgia“ manchen Aufschluss verschaffen: Gerade die von Kircher immer wieder angestrebte und vorgeführte Verbindung von Musiktheorie und musikalischem Handeln bietet einen Schlüssel, mit dem sich die Bedeutung der omnipräsent zur Gottesverehrung, Festgestaltung und Kunstdarbietung eingesetzten Musik besser verstehen lässt: Musik war kein bloß prächtiges

Hintergrundgeräusch, keine nur angenehme Zerstreuung, sondern sie konnte Entscheidendes im Menschen bewirken, seine Affekte, ja, seine ganze psychische Komplexion moderieren, ihn zur emotionalen Selbsterkenntnis führen, ihm aber auch die harmonische Ordnung der Welt im Kleinen wie im Großen und schließlich die Macht Gottes vorführen. Die Musik ist in ihrem Wirken damit zutiefst magisch: Unsichtbar und eng verbunden mit dem göttlichen Schöpfungsprinzip wirkt sie überall, und wenn man sie gut verstanden hat, kann man ihre Effekte willentlich hervorbringen.

So war Kircher – den die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges auch persönlich betroffen hatten – etwa überzeugt davon, dass die Musik unter dem Schlagwort der „discors concordia“ (dissonanten Konsonanz bzw. zwieträchtigen Eintracht) ein adäquates Modell für eine Neuordnung der national, sprachlich und konfessionell disparaten Gesellschaften sein könnte. Der höchste Musiker im Staate, dem es oblag, gleichsam der Grundton zu sein, mit dem die Vielzahl der Töne seiner Völker harmonierte, war für ihn der Monarch. In den Habsburgern hatte er dafür probate Vorbilder: Ferdinand III. und Leopold I. beispielsweise förderten die Musik nicht nur, sondern pflegten sie auch selbst und waren begabte Komponisten. Und umgekehrt betonte Kircher, dass ein Musiker nur dann zur Vollkommenheit seiner Kunst gelange, wenn er im Grunde selber ein Universalgelehrter werde.

Musik: Zentralprinzip der Welt

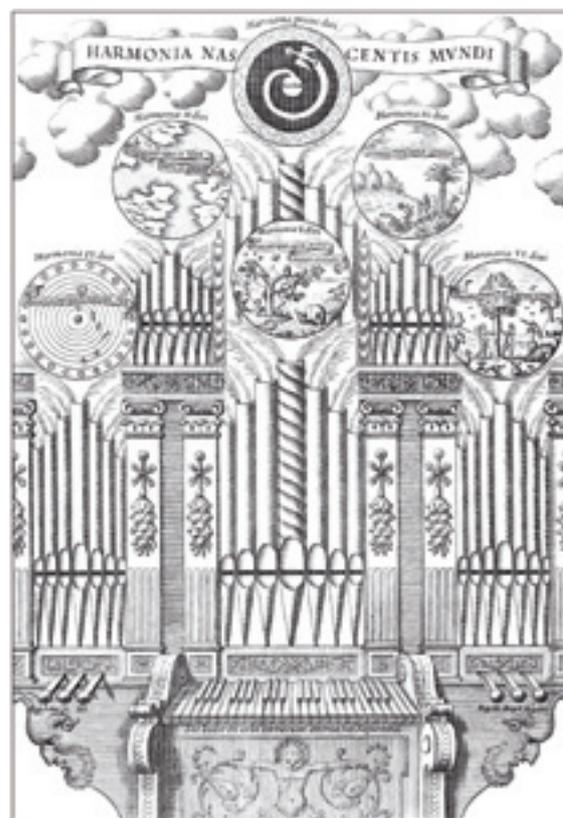
Der Komponist als Universalgelehrter und Magier, Musik als das Zentralprinzip der Welt: Die Bedeutsamkeit dieser Ideen für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der frühneuzeitlichen Musikpraxis, mit Monteverdis Opern, der Kirchenmusik der römischen

Schule, den schrillen Klavierwerken von Frescobaldi oder Froberger, gilt es erst noch zu entdecken. Doch die sich öffnenden Perspektiven sind reizvoll. Immerhin darf als gesichert gelten, dass ein Denken, wie es in Kirchers Schriften geradezu idealtypisch kondensiert erscheint, nicht so rasch obsolet wurde, wie es die Verfechter der großen geistesgeschichtlichen Wende um 1700 gerne behaupten. Denn in Goethes „Faust“ etwa spiegelt sich nicht nur der Typus des frühneuzeitlichen Universalgelehrten, auch die Idee der Sphärenharmonie, des Konzertes der Himmelskörper auf ihren nach musikalischen Proportionen geordneten Umlaufbahnen, ist prominent vertreten: „Die Sonne singt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang.“ Und noch in der modernen Stringtheorie klingt eine Ahnung nach von der uralten und immer wieder produktiven Idee eines musikalischen Weltmodells.



Die Autorin ist wissenschaftliche Oberassistentin am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Zürich.

„Harmonia nascentis mundi“ (Abb. 36 aus der „Musurgia“): Die Schöpfung als ein von Gott gespieltes Orgelstück.



AKADEMIEPREIS 2009

Flora der Haßberge und des Grabfelds

EIN REGIONALES FLORENPROJEKT IN NORDBAYERN – AUSGEZEICHNET MIT DEM AKADEMIEPREIS 2009 DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

VON LENZ MEIEROTT

Das hier vorzustellende Florengebiet liegt überwiegend in Nordbayern, beinhaltet größere Anteile von Unterfranken und schließt auch kleine Anteile von Oberfranken und Südhüringen mit ein. Das Kartierungsgebiet umfasst eine Fläche von fast 3.000 km² und wird in etwa von den Städten Schweinfurt, Bad Neustadt, Rodach, Coburg und Bamberg begrenzt.

Haßberge und Grabfeld

Die Haßberge sind ein bis auf 500 m ansteigendes Keuperbergland, das auf den Hochflächen überwiegend von Laubmischwäldern und Nadelholzforsten bedeckt ist. Die agrarische Nutzung ist gering.

Das Grabfeld ist eine schwach reliefierte, walddarme Agrarlandschaft mit subkontinentaler Klimatönung,

d. h. trockenwarmen Sommern, Januar-temperatur unter -1°C und zwischen 550 und 575 mm Jahresniederschlag. Es ist eine weitgehend buchenfreie Region, da die Rotbuche extreme Frühjahrsstaunässe und Sommertrockenheit meidet. Im Grabfeld ist eine Häufung subkontinental verbreiteter Pflanzenarten zu beobachten, deren Arealschwerpunkt in Osteuropa liegt. Bemerkenswert sind der Reichtum an inzwischen seltenen Ackerwildkräutern und die floristisch reichhaltigen Laubwälder, Waldsäume und Halbtrockenrasen.

Die bisherige floristische Erforschung

Bereits 1666 verfasste Johann Michael Fehr, Stadtphysicus in Schweinfurt und einer der Gründer der „Academia Naturae Curiosorum“, Vorläufer der heutigen Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, eine Schrift „Anchora sacra vel Scorzonera“, in der er eine begeisterte Schilderung der heute noch floristisch bedeutsamen Grettstadter Wiesen südlich von Schweinfurt gibt und annähernd 230 Pflanzenarten aufzählt.

1852 legten dann Friedrich Emmert und Gottfried von Segnitz zur 200-jährigen Jubelfeier der „Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher“ eine Flora von Schweinfurt vor, die auch größere Gebiete der Haßberge und des Grabfelds berücksichtigt.

Das Florenprojekt

Ziel des Florenprojekts war es, eine Regionalflorenliste zu erstellen, die den Anforderungen an eine moderne Flora genügt, die auch

Das untersuchte Florengebiet:
Haßberge und Grabfeld.

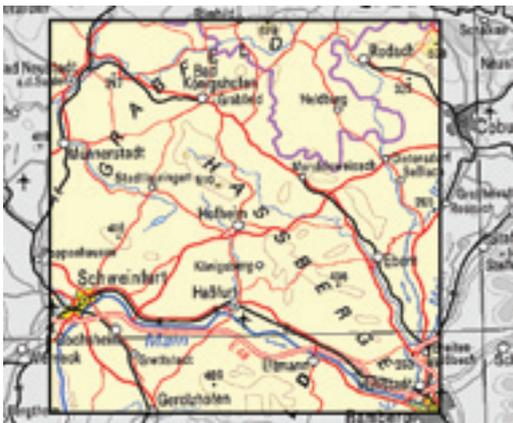


ABB. AUS DEM VORGESTELLTEN BAND



LENZ MEIEROTT

Schmalblättriges Lungenkraut
(*Pulmonaria angustifolia*).

weitgehend kritische Sippen (schwer bestimmbare, oft nur Spezialisten zugängliche Artengruppen) berücksichtigt und die den der Naturschutzarbeit verpflichteten amtlichen und privaten Stellen verlässliche Daten an die Hand gibt.

Über einen Zeitraum von mehr als 25 Jahren wurde intensive Kartierungsarbeit im Gelände betrieben, unterstützt von den Mitarbeitern Otto Elsner, Rainer Otto, Hans Scheller und Christian Weingart. Dabei wurden mehr als 650.000 Einzeldaten erhoben und etwa 35.000 Herbarbelege gesammelt. Ausgedehnte Literaturstudien und intensive Arbeit in öffentlichen Herbarien (so insbesondere in der Botanischen Staatssammlung München, dem Herbarium francanicum der Universität Würzburg und dem Emmert-Herbar der Städtischen Sammlungen Schweinfurt) begleiteten die Kartierung. Bei der Revision bestimmungskritischer Gattungen – so z. B. *Taraxacum* (Löwenzahn), *Rubus* (Brombeere) und *Hieracium* (Habichtskraut) – haben anerkannte Spezialisten mitgeholfen.

Das Florengebiet hat sich als außerordentlich reichhaltig erwiesen. Insgesamt konnten 3.116 verschiedene Arten und Unterarten nachgewiesen werden (zum Vergleich: Aus Deutschland sind nach neuerer Zählung 4.296 Arten und Unterarten bekannt). Am Stadtrand von Bamberg, einem Gebiet mit Sandtrockenrasen, Industrieflächen, Straßen und Eisenbahnlinien, ließen sich auf einer Fläche von kaum mehr als einem Quadratkilometer durch intensive und langjährige Beobachtung 1.098 verschiedene Pflanzensippen feststellen.

Der Anteil der seit 1990 erloschenen oder verschollenen Pflanzensippen ist mit 5,5 % des Bestands an alteinheimischen Arten relativ gering. Den Hauptteil davon

machen Sippen der Feucht- und Nasswiesen aus, daneben die der Halbtrocken- und Trockenrasen, der Ackerwildkräuter und Gewässer. Die Summe der heute real im Florengebiet vorhandenen Sippen hat im Laufe der Jahrhunderte keinesfalls abgenommen, sondern sich durch zahlreiche Neophyten (eingebürgerte, im Gebiet nicht alteinheimische Arten und unbeständige Neuankömmlinge) beträchtlich erhöht.

Die Gelände- und Literaturdaten flossen in Verbreitungskarten ein. Durch großmaßstäbliche Rasterung (Aufteilung eines Messtischblattes in 64 Rasterfelder) entstanden differenzierte Verbreitungsbilder, die eine Korrelierung mit z. B. geomorphologischen, edaphischen und klimatischen Faktoren erlauben.

Kartierungsbeispiel: das Schmalblättrige Lungenkraut

Das Schmalblättrige Lungenkraut (*Pulmonaria angustifolia*) ist eine charakteristische Pflanze der Waldverlichtungen, Waldsäume und waldnahen Magerrasen im Grabfeld. Im Frühjahr (Mitte April bis Mitte Mai) fällt es durch seine kräftig azurblaue Blütenfarbe auf. Es ist eine subkontinental verbreitete Art, die im Florengebiet die Westgrenze ihres Areals erreicht. In Deutschland hat sie ihren derzeitigen Verbreitungsschwerpunkt im bayerischen und thüringischen Grabfeld. In mehreren Bundesländern ist sie erloschen, in den Roten Listen Bayerns und Thüringens wird sie als stark gefährdet geführt. Die Verbreitungskarte zeigt die historischen (nicht ausgefüllte Kreise) und rezenten Wuchsorte (ausgefüllte Kreise). Populationen von mehr als 100 Einzelpflanzen werden durch größere Kreissymbole angezeigt. Der Verbreitungskarte ist somit zu entnehmen, dass im Florengebiet derzeit 13 historische (heute erlo-

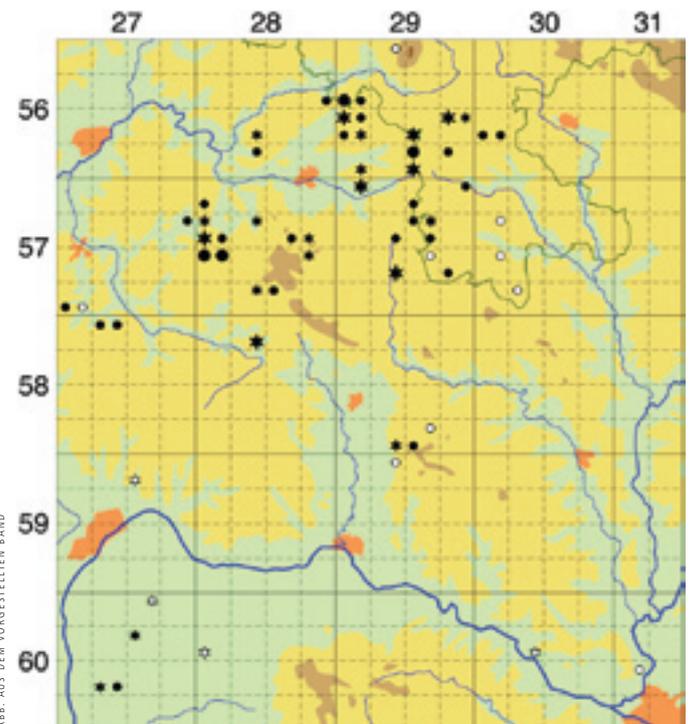


ABB. AUS DEM VORGESTELLTEN BAND

schene) Wuchsorte und 50 aktuelle Wuchsorte mit (geschätzt) etwa 1.200 bis 1.400 Einzelpflanzen bestehen.

Kartierungsbeispiel: die Verbreitung des Schmalblättrigen Lungenkrautes.

Offene Fragen und Probleme

Auch eine noch so gründliche und langjährige Kartierung eines Gebietes kann nicht 100 % des realen Bestandes an Pflanzen erfassen. Insbesondere bei artenreichen und bestimmungskritischen Gattungen sind in der Zukunft noch Neuentdeckungen zu erwarten. Offene Fragen bestehen derzeit noch bei Sippen und Gattungen, die sich nur mit modernen Methoden (Chromosomenzählungen und mikrobiologische Untersuchungen) zufriedenstellend erfassen lassen.



Der Autor ist ehem. Professor für Musikpädagogik und Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik in Würzburg.

Lenz Meierott, Flora der Haßberge und des Grabfelds. Neue Flora von Schweinfurt. 2 Bände, 1.448 S., Eching (IHW-Verlag) 2008.

Die Publikation wurde gefördert durch den Bayerischen Naturschutzfonds, die Bayerische Botanische Gesellschaft München, den Bezirk Unterfranken, die Sparkasse Bad Neustadt und die Stadt Schweinfurt.

PEREGRINUS-PREIS 2009

Dünne Luft in der Wirtschaft?

ZUR FUNDAMENTALEN BEDEUTUNG UND INTERDISZIPLINÄREN ERFORSCHUNG VON VERTRAUEN – DER PEREGRINUS-PREISTRÄGER 2009 DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN STELLT SEIN ARBEITSGEBIET VOR.

VON GUIDO MÖLLERING

In der aktuellen Wirtschaftskrise wird es allzu deutlich: Ohne Vertrauen drohen moderne Gesellschaften und die globalisierte Marktwirtschaft zu zerfallen. Georg Simmel, ein Klassiker der Soziologie, wies darauf mit einer gewissen Dringlichkeit bereits vor mehr als hundert Jahren hin. Aber auch Ökonomen wie Alfred Marshall, der heute vor allem als Vorreiter der formalisierten Neoklassik bekannt ist, erachteten Vertrauen als fundamentale Voraussetzung für Wirtschaft und Gesellschaft. Marshall vergleicht in seinem Buch „Industry and Trade“ von 1920 Vertrauen mit der Atemluft, ohne die es im Wirtschaftsleben nicht geht, die scheinbar selbstverständlich vorhanden ist und die man erst beachtet, wenn die Luft dünn wird.

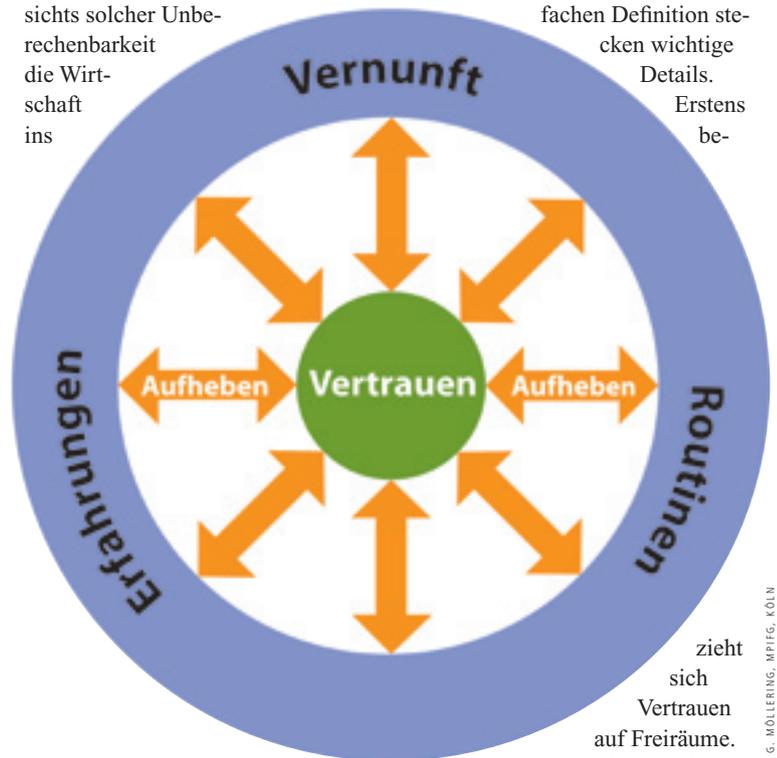
Jenseits der Opportunismusannahme

Wenn heute Wirtschaftswissenschaftler Vertrauen erforschen, ist dies allerdings meist erklärungsbedürftig. Seit Simmel und Marshall haben sich nämlich vor allem Theorien durchgesetzt, die mit einer Opportunismusannahme beginnen und auf ein Management berechenbarer Risiken hinauslaufen. Hier bilden Misstrauen und Mathematik das Fundament des Wirtschaftslebens. Die Grenzen dieser Theorien sieht man nicht erst in der heutigen Krise. Schon ein etwas jüngerer

Zeitgenosse Marshalls und weiterer Begründer der Neoklassik, Frank Knight, schrieb in „Risk, Uncertainty and Profit“ (1921) über die fundamentale Ungewissheit, die sich einer kalkulatorischen Lösung entzieht. Während Misstrauen angesichts solcher Unberechenbarkeit die Wirtschaft ins

Was ist Vertrauen?

Vertrauen bedeutet nämlich, trotz Ungewissheit und Verwundbarkeit zu erwarten, dass andere ihre Freiräume kompetent und verantwortungsvoll nutzen. In dieser einfachen Definition stecken wichtige Details. Erstens be-



Vertrauensgrundlagen und das Aufheben von Ungewissheit.

Stocken bringt, ist Vertrauen das soziale „Schmiermittel“ (Kenneth Arrow), das die Räder auch angesichts von Ungewissheit und Verwundbarkeit in Gang hält.

mehr Kontrolle oder Transparenz beschneidet, der reduziert die Notwendigkeit, aber auch die Möglichkeit von Vertrauen. Zweitens werden vom Vertrauensnehmer Kompetenz und Verantwortung erwartet. Er darf seine Freiräume nicht willkürlich nutzen, sondern muss die positiven Erwartungen

G. MÖLLERING, MPFG, KÖLN

erfüllen. In dieser Hinsicht ist Vertrauen zwar arglos, aber keineswegs bedingungslos. Drittens trotz Vertrauen den unzureichenden Informationen und nicht auszuschließenden Gefahren. Es erfordert das Aufheben von Ungewissheit und Verwundbarkeit, wobei das „Aufheben“ hier eine Doppelbedeutung hat, wie bei Hegel, denn es ist ein Negieren und Aufbewahren zugleich.

Wie entsteht Vertrauen?

Seit den 1990er Jahren wird Vertrauen unter anderem in den Wirtschaftswissenschaften wieder intensiv erforscht. Neben seinen positiven Wirkungen gilt es insbesondere auch, die Grundlagen für das Entstehen von Vertrauen zu verstehen. Hierzu gibt es mindestens drei verschiedene, sich letztlich ergänzende Perspektiven (siehe dazu die nebenstehende Abb.).

Die am weitesten verbreitete Perspektive zeigt Vertrauen als eine Frage der Vernunft und stellt den Vertrauensgeber als (begrenzt) rationalen Entscheider dar. Vertrauen ähnelt hier einer Wette, einem kalkulierten Risiko mit positivem Erwartungswert. Die zweite Perspektive lenkt das Augenmerk darauf, dass Vertrauen häufig eher routinemäßig geschenkt wird und in vielen Situationen praktisch selbstverständlich ist. Man orientiert sich an legitimen Regeln und Rollen, handelt angemessen und geht davon aus, dass sich die anderen ebenso „normal“ verhalten werden. Aus der dritten Perspektive erscheint Vertrauen als das Ergebnis so genannter Reflexivität. Der Vertrauende macht Erfahrungen mit anderen und lernt daraus. Aus jeder Perspektive gilt jedoch, dass Vertrauen stets über gute Gründe hinausgehen muss. Es muss enttäuscht werden können, obwohl der Vertrauende genau das nicht erwartet.

Vertrauen in Geschäftsbeziehungen

Ein interdisziplinärer Bezugsrahmen (wie in der Abbildung dargestellt) hilft bei der empirischen Analyse von Vertrauen zum Beispiel in Geschäftsbeziehungen in unterschiedlichen Kontexten. Betrachtet man etwa die Beziehungen zwischen Druckereien und Papierlieferanten in Großbritannien, so handelt es sich um gefestigte Beziehungen, in denen Vertrauen gut etabliert, aber dennoch nicht völlig unproblematisch ist. Die Geschäftspartner kennen die gegenseitigen Interessen und können auch ihre Vertrauenswürdigkeit gut einschätzen. Neben dieser berechnenden Seite gibt es aber auch viele Routinen und Selbstverständlichkeiten in der alltäglichen Zusammenarbeit, die das Vertrauen stützen und erleichtern. Und die guten Erfahrungen, die man miteinander gemacht hat, sind der wichtigste Grund für das gegenseitige Vertrauen. Tritt einmal ein Problem auf, so wird nicht das Vertrauen entzogen, sondern es bietet sich die Gelegenheit, durch konstruktives, gemeinsames Problemlösen das Vertrauen weiter zu festigen. Dennoch wissen beide Seiten, dass sie verwundbar sind und sich nicht sicher sein können, ob der Partner immer vertrauenswürdig war, ist und sein wird. Sie sind es gewohnt, diese Ungewissheit zu ertragen, nehmen die Möglichkeit der Enttäuschung in Kauf, versuchen aber auch, die Abhängigkeit von ihrem Partner gering zu halten.

Vertrauen in China

In neuen Geschäftsbeziehungen zwischen chinesischen und ausländischen Unternehmen in China hat es hingegen die Vernunft als Grundlage des Vertrauens zunächst recht schwer. Man durchschaut die Interessen des Gegenübers und den eigenen potentiellen Nutzen

nur sehr bedingt. Nicht zuletzt aufgrund kultureller Unterschiede lässt sich die Vertrauenswürdigkeit des anderen kaum einschätzen. Auf Routinen und Selbstverständlichkeiten als Vertrauensgrundlage kann ebenfalls nur bedingt zurückgegriffen werden, auch weil der institutionelle Rahmen in China noch unzuverlässig ist. Für die Reflexivität als Vertrauensgrundlage fehlt es oft an Erfahrungen. Man muss sich erst noch vertraut machen, dabei aber eigentlich schon sehr viel riskieren. Daraus folgt, dass man beim Aufbau von vertrauensvollen Geschäftsbeziehungen in China in sehr hohem Maß Ungewissheit aufheben muss. Es ist nicht verwunderlich, dass in der Praxis dann zunächst keine positive Erwartung, sondern vielmehr Misstrauen vorherrscht.

Dialog zwischen Disziplinen

Vertrauen in der Wirtschaft ist ein Forschungsfeld, das in besonderem Maße nach einer interdisziplinären Bearbeitung verlangt. Durch ihre starke Anwendungsorientierung scheint die Betriebswirtschaftslehre prädestiniert, Erkenntnisse aus verschiedenen Disziplinen zusammenzutragen und auch Impulse zurück in die Volkswirtschaftslehre, Soziologie, Anthropologie, Psychologie, Philosophie und vielleicht sogar in die Naturwissenschaften zu geben. Ungewissheit und Verwundbarkeit zählen zu den Grundproblemen der Existenz und des Zusammenlebens von Menschen auch über die Wirtschaft hinaus. Vertrauen als Lösung sollte daher mit großer Offenheit erforscht und diskutiert werden.



Der Autor wurde im Jahr 2003 in Management Studies an der Universität Cambridge promoviert, arbeitet seit 2005 als Wissenschaftler am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln und ist zugleich Habilitand an der Freien Universität Berlin.

Literaturhinweis

Guido Möllering, Trust: Reason, Routine, Reflexivity. Oxford, Elsevier 2006.
Ders., Das Aufheben von Ungewissheit als Kern des Vertrauens: Just do it?, MPIfG Working Paper 06/5. Köln, Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung 2006.

ARNOLD SOMMERFELD-PREIS 2009

Neue Methoden im Kampf gegen multiresistente Bakterien

AUF DER SUCHE NACH NEUEN WIRKSTOFFEN GEGEN BAKTERIELLE KRANKHEITSERREGER: DER DIESJÄHRIGE TRÄGER DES ARNOLD SOMMERFELD-PREISES DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN GIBT EINEN EINBLICK IN DIE FORSCHUNGEN SEINER EMMY NOETHER-ARBEITSGRUPPE AN DER LMU MÜNCHEN.

VON STEPHAN A. SIEBER

Die Resistenzbildung von bakteriellen Krankheitserregern gegenüber Antibiotika stellt eine weltweit rapide zunehmende Bedrohung dar, an der seit kurzem sogar in entwickelten Ländern wie den USA mehr Menschen sterben als an HIV-Infektionen.

Mittlerweile haben Antibiotika für einige Bakterienstämme ihre Wirkung gänzlich eingebüßt, weshalb man für die Behandlung von Infektionen in der Regel zu Kombinationen mehrerer Medikamente greifen muss. Doch auch hier haben sich in den letzten Jahren multire-

sistente Stämme ausgebreitet, die bereits gegen nahezu alle gebräuchlichen Antibiotika resistent sind.

Exzessiver Einsatz von Antibiotika

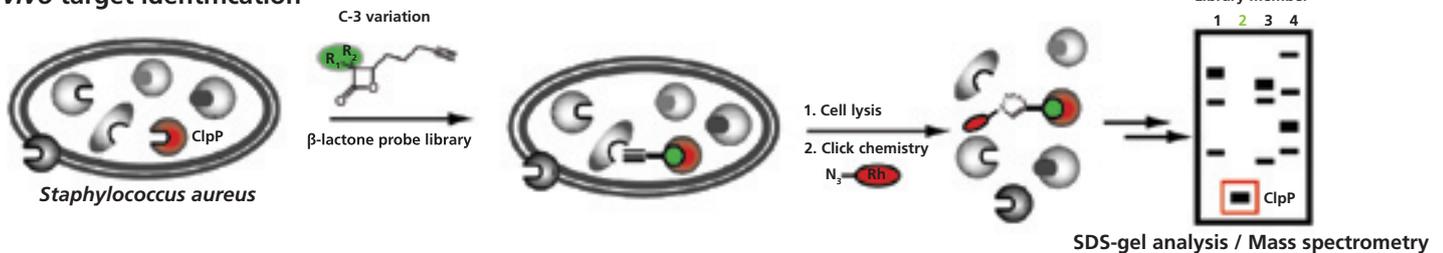
Auf der anderen Seite ist die Entwicklung und Zulassung neuer Antibiotika ins Stocken geraten, und in den letzten zehn Jahren wurden gerade einmal zwei gänzlich neue Medikamente zugelassen, gegen die aber bereits auch schon erste Resistenzen aufgetreten sind. Die Bildung von Resistenzen ist ein unvermeidliches Resultat des exzessiven Einsatzes von Antibiotika in der Medizin und des dabei auf die Bakterien ausgeübten Selektionsdrucks.

Resistenz durch Selektionsdruck

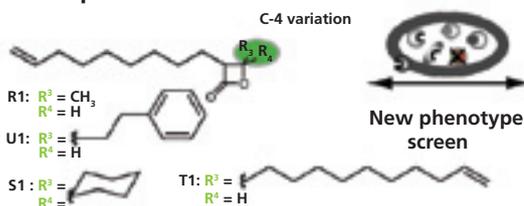
Viele pathogene Bakterien werden erst dann zu einer Bedrohung, wenn das Immunsystem des Menschen geschwächt ist, was vor allem bei Krankenhauspatienten und älteren Menschen ein Problem darstellt. Ein geschwächtes Immunsystem erlaubt es Bakterien, sich ungestört zu vermehren und eine kritische Dichte zu erreichen, die ausreicht, um einen Angriff auf den Wirtsorganismus über ein Arsenal an gefährlichen Virulenzfaktoren zu führen. Viele molekulare Schalter wirken während einer Infektion daran mit, dass zur richtigen Zeit die entsprechenden Virulenzfak-

Abb. 1: Schematische Darstellung der Identifikation von zellulären Angriffszielen und anschließender funktioneller Studien.

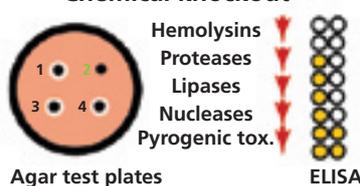
In vivo target identification



Lead optimization



Chemical knockout



SDS-gel analysis / Mass spectrometry

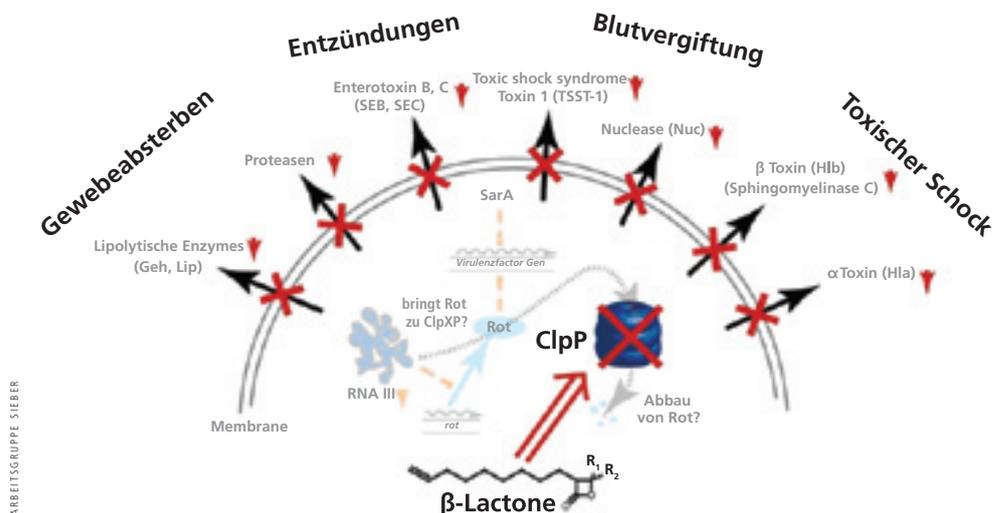
Lead compound of C-3 screen

toren freigesetzt werden, die das Bakterium vor der menschlichen Immunreaktion schützen und durch ihre Toxine und Enzyme die Krankheitssymptome hervorrufen.

Naturstoffe als privilegierte Leitstrukturen für neue Medikamente

Das Ziel der Emmy Noether-Arbeitsgruppe an der LMU München ist es, neue therapeutische Angriffsziele in pathogenen Bakterien zu identifizieren, ihre Funktion und ihren Mechanismus zu verstehen und die Entwicklung von spezifischen Wirkstoffen voranzutreiben, um so das drängende Problem der durch resistente Bakterien unbehandelbaren Infektionskrankheiten einzudämmen. Die Arbeitsgruppe Sieber hat bereits mit mehreren Arbeiten einen Beitrag leisten können, um diesem Ziel näherzukommen.

Zunächst wurde eine kleine biomimetische Bibliothek von β -Lactonen synthetisiert und anschließend für die Markierung und Identifikation krankheitsassoziierter Enzyme in Bakterien eingesetzt (Abb. 1). Obwohl bereits bekannt war, dass einzelne natürliche β -Lactone antibiotische Aktivität aufweisen, waren die molekularen Angriffsziele dieser bedeutenden Naturstoffklasse weitgehend unerforscht. Der Doktorand Thomas Böttcher konnte durch den Einsatz der β -Lactone in unterschiedlichen bakteriellen Proteomen und gezielter massenspektrometrischer Identifikation der entsprechenden Bindungspartner zum ersten Mal zeigen, dass viele unterschiedliche Enzymklassen durch die Moleküle markiert und inhibiert werden. Darunter befanden sich interessanterweise auch Enzyme, die für die Resistenz und Virulenz von Bakterien verantwortlich sind.



Hemmung der Virulenz

In auf diesen Ergebnissen aufbauenden Arbeiten zeigten die Forscher, dass ClpP, ein Enzym, welches die Virulenz in pathogenen Bakterien wie *Staphylococcus aureus* zentral steuert, von einem der β -Lacton Moleküle in lebenden Zellen komplett ausgeschaltet werden konnte und somit zu einer drastisch verminderten Virulenz in *Staphylococcus aureus*, aber auch in den zerstörerischen multiresistenten MRSA Stämmen führte (Abb. 2).

Weitere biologische Untersuchungen mit synthetisch für ClpP optimierten β -Lacton Molekülen verdeutlichten, dass diese Verbindungen noch wesentlich besser die Virulenz unterdrückten. Dieser Ansatz stellt daher eine neuartige Strategie im Kampf gegen pathogene und vor allem resistente Bakterien dar: Die Bakterien werden nicht abgetötet – wie bei herkömmlichen Antibiotika –, sondern in ihrer Virulenzfähigkeit entwapfnet. Die in ihrem zerstörerischen Potenzial beraubten Bakterien können durch die Immunantwort eliminiert werden. Aufgrund des fehlenden Selektions-

drucks ist eine schnelle Bildung neuer Resistenzen gegen ClpP als therapeutisches Angriffsziel nicht zu erwarten. Da die Verbindung für menschliche Zellen nicht toxisch ist, ist eine Anwendung in der Therapie von Infektionskrankheiten prinzipiell denkbar, was weitere Studien an lebenden Organismen in der Zukunft zeigen sollen.



Abb. 2: Wirkungsweise der β -Lactone durch Hemmung des zentralen Regulators ClpP und dadurch Ausschaltung der gefährlichen Virulenzfaktoren.

Der Autor studierte an der Universität Marburg Chemie. Während der Promotion war er ein Jahr lang an der Harvard Medical School tätig. Er wurde 2004 mit einer Arbeit promoviert, in der er natürliche Peptidcyclasen zur Herstellung von Antibiotika beschrieb. Stephan A. Sieber leitet eine Emmy Noether-Nachwuchsgruppe am Department für Chemie und Biochemie der LMU München.



REZEPTION

Max Weber weltweit

WO IN DER WELT WURDE UND WIRD DER SOZIOLOGE ÜBERSETZT?
DREI PORTRÄTS ZUR INTERNATIONALEN WEBER-VERBREITUNG.*

VON EDITH HANKE

1. Chih-cheng Jeng – Max Weber auf Chinesisch

Es ist Ende Juni 2006. Schwer beladen kommt Chih-cheng Jeng in die Winkelmann-Bibliothek. Im Gepäck hat er ein großzügiges Gastgeschenk für unsere Weber-Forschungsbibliothek: 14 broschurierte Bände mit chinesischen Weber-Übersetzungen. Chih-cheng Jeng ist Professor für Soziologie in Taichung, der drittgrößten Stadt Taiwans, und will nun seinen Jahresurlaub bei uns in München verbringen, um über Max Weber zu arbeiten. Er gehört zu den wenigen Soziologen seines Landes, die Max Weber als Forschungsschwerpunkt anbieten und sogar einen direkten Zugang zu ihm haben. Jeng hat in Deutschland studiert, wurde hier promoviert und hat drei Jahre für die Max Weber-Gesamtausgabe gearbeitet. Wir sehen uns die mitgebrachten Bände an: Sie sind alle sehr neu, 2004 und

2005 erschienen, Übersetzungen von Max Webers „Wirtschaft und Gesellschaft“, seiner „Protestantischen Ethik“ und Auszüge aus seiner großen Studie „Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen“, darunter der Band über „Konfuzianismus und Taoismus“, der in Taiwan bedeutsam ist. Chih-cheng Jeng erklärt mir, dass die meisten Übersetzungen auf englischen Übertragungen und nicht auf den deutschen Originaltexten beruhen. Ein Teil der Übersetzungen sei in den traditionellen chinesischen Langzeichen abgefasst, die in Taiwan noch gebräuchlich seien, aber in der Volksrepublik China nicht mehr verwendet würden.

Den Unterschied zwischen der Weber-Rezeption in Taiwan und China bringt die chinesische Soziologin Rongfen Wang in einer deutschsprachigen Monographie auf den Punkt: In China, wo es erst seit Mitte der 1980er Jahre möglich gewesen sei, Weber zu übersetzen und zu lesen, sei die Rezeption sehr viel stärker politisch motiviert gewesen als in Taiwan, wo sie sich rein akademisch um die Entstehung des asiatischen Kapitalismus gedreht habe. In China gab es ab 1985 einen richtigen „take-off“ von Weber-Übersetzungen. Auslöser war der Internationale Historikertag in Stuttgart, zu dem eine chinesische Delegation entsandt wurde. Die Teilnehmer erstatteten im Anschluss dem Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Hu Yaobang Bericht: Drei Tage lang sei über Max Webers historische Theorie und Methode diskutiert worden, aber kein Mitglied der chinesischen Delegation

habe etwas über diesen Autor gewusst – ganz im Gegensatz zu den Japanern und den Teilnehmern der Sowjetunion. In diesem kommunistisch regierten Vielvölkerstaat war die Delegation besser vorbereitet worden: Im Vorfeld hatte die Moskauer Akademie der Wissenschaften Übersetzungen der „Protestantischen Ethik“ und Auszüge der religionssoziologischen Schriften „für den Dienstgebrauch“ angefertigt (Kopien dieser Übersetzungen finden sich in unserer Weber-Bibliothek). Zurück nach China: Auf höchster Ebene wurde 1985 angeordnet, die peinliche Weber-Lücke zu schließen. 1986 erschien die „Protestantische Ethik“ erstmals und war in Peking innerhalb weniger Stunden vergriffen. Die Fahnen zu Webers „Konfuzianismus und Taoismus“ waren bereits gesetzt. An ein Erscheinen war aber im Sommer 1989 nicht mehr zu denken: Das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens Anfang Juni 1989 hatte jede Form freier Meinungsäußerung erstickt. Wegen der angespannten politischen Lage wurde auch eine große internationale Weber-Konferenz, die Rongfen Wang organisiert hatte, kurzfristig nach Deutschland verlegt. Wang, die während der Kulturrevolution inhaftiert gewesen war, flog zur Konferenz nach Deutschland und kehrte nicht mehr in ihre Heimat zurück. Sie, die einst überzeugte Kommunistin und anerkannte Soziologie-Professorin, wählte die Freiheit und musste noch einmal von vorne anfangen – mit einer deutschsprachigen Promotion über Max Weber. Darüber kam sie auch in Kontakt zu unserer Arbeitsstelle. In ihrer Heimat können die

Der Soziologe Chih-cheng Jeng aus Taiwan, im Sommer 2006 zu Gast in der Max Weber-Forschungsbibliothek.



KOMMISSIONSARCHIV



Europa		Afrika	
England	45	Südafrika	1
Frankreich	47	Amerika	
Griechenland	19	Hawaii	1
Italien	33	Kanada	2
Portugal	3	USA	110
Spanien	27	Argentinien	10
Katalanisch	1	Brasilien	13
Dänemark	4	Kolumbien	6
Finnland	2	Mexiko	6
Island	3	Asien	
Niederlande	7	China	13
Norwegen	4	Indien	1
Schweden	4	Japan	166
Albanien	1	Korea	2
Bosnien-Herzegowina	1	Taiwan	21
Estland	1	Israel	1
Bulgarien	5	Australien	
Kroatien	6	Australien	1
Lettland	1		
Polen	7		
Rumänien	3		
Russland/SU	37		
Serbien	1		
Tschechien	7		
Ungarn	3		
Türkei	4		

Weltweite Verbreitung der Weber-Übersetzungen nach Ländern (oben), links ein genauer Blick auf Europa. Die Legende listet jeweils die Gesamtzahl der Übersetzungen auf.

Werke Max Webers mittlerweile wieder erscheinen: Im Frühjahr 2006 stand die „Protestantische Ethik“ im Bereich Sachbuch sogar an der Spitze der Bestsellerlisten. Viele Jahrzehnte war die Max

Weber-Rezeption weltweit durch die politische Aufteilung in kommunistische und westlich-kapitalistische Staatenblöcke geprägt. Ideologisch war dies vor allem eine Positionsbestimmung zwischen

Erstübersetzungen der „Protestantischen Ethik“

1923:	Ungarisch
1928:	Russisch (Teilübersetzung)
1930:	Englisch
1931:	Italienisch
1938:	Japanisch
1950:	Chinesisch (Taiwan)
1955:	Spanisch
1958:	Koreanisch
1964:	Französisch
1967:	Portugiesisch (Brasilien)
1968:	Serbokroatisch (Bosnien- Herzegowina)
1972:	Dänisch
1973:	Norwegisch
1978:	Schwedisch
1979:	Spanisch (Mexiko)
1984:	Katalanisch
1984:	Griechisch
1986:	Chinesisch (VR China)
1990:	Niederländisch
1994:	Polnisch
1997:	Türkisch
2003:	Rumänisch
2004:	Bulgarisch
2007:	Estnisch

Karl Marx und Max Weber. Weber zu lesen wurde in autoritären Staaten als Systemkritik aufgefasst und konnte damit auch lebensgefährdend werden. Unser Gästebuch, das 1966 angelegt wurde, weist bis 1989 kaum Besucher der Ostblockstaaten auf. Welche Brüche die politische Geschichte hinterlassen hat, lässt sich beispielhaft an den russischen Weber-Übersetzungen ablesen: Webers Börsentexte von 1894 und 1896 erschienen ein Jahr später in Russisch – als allererste Weber-Übersetzungen weltweit überhaupt –, 1904 die „Sozialen Gründe für den Untergang der antiken Welt“, 1906 Webers Rußland-Aufsätze, nach 1920 u. a. die Herrschaftstypen und die „Stadt“. Dann setzte mit dem Stalinismus ein Stillstand ein, der bis zum Fall des Eisernen Vorhangs 1989 dauerte. Kleine Ausnahmen davon waren die Neuübersetzung der „Protestantischen Ethik“ 1972/73 und die für den „Dienstgebrauch“ angefertigten Übersetzungen für den Historikertag 1985. Erst in den 1990er Jahren und nun verstärkt in diesem Jahrhundert werden viele Weber-Texte aufgearbeitet. Vergleichbares gilt für die baltischen und mitteleuropäischen Staaten.

2. Jean-Pierre Grossein – traduire Max Weber

Trotz offener Grenzen ist Max Weber – im Gegensatz zu Italien, Griechenland und Spanien – erst spät ins Französische übertragen worden. 1959 erschien „Le savant et la politique“ als erste Übersetzung seiner berühmten Rede „Politik als Beruf“, es folgten weitere Übersetzungen in den 1960er Jahren, dann lange Zeit nichts. Erst in den letzten Jahren hat es einen richtigen Weber-Boom gegeben, sogar mit mehrfachen, konkurrierenden Übersetzungen zum Jubiläumsjahr der „Protestantischen Ethik“. Heute findet man bei einem gut sortierten Pariser Buchhändler zwei Regalböden voller Weber-Literatur. Woher

dieses starke Weber-Interesse kommt, ist schwer erklärbar. Für Weber war es – wie Michael Pollak 1986 schrieb – schwer, in Frankreich anzukommen, weil es starke eigene intellektuelle Traditionen gab (die Durkheimianer, die Annales, den Strukturalismus). Denn jedes Land, jede Kultur braucht Anknüpfungspunkte und eine bestimmte Bereitschaft, um sich einem fremden Denker annähern zu können – und es braucht Vermittler.

Jean-Pierre Grossein ist ein solcher. Seit Mitte der 1980er Jahre, nach einer Auszeit als „agriculteur-élève“, widmet sich der ausgebildete Soziologe dem Werk Max Webers. Anfangs beachtete er weitgehend alleine das große Feld der Weber-Übersetzungen. Heute ist er als anerkannter Übersetzer der *École des Hautes Études en Sciences Sociales* in Marseille etabliert. Sein Spezialgebiet sind insbesondere die Übersetzungen der religionssoziologischen Schriften Max Webers. Seit vielen Jahren kommt er regelmäßig in die Max Weber-Arbeitsstelle München und sucht neben neuester Weber-Literatur vor allem das Fachgespräch. Mich hat er durch eine Nachfrage zu einer Stelle in Webers Kapitel „Staat und Hierokratie“ verblüfft. Dort war von „methodistischen“ Bewegungen im Islam die Rede. Grossein meinte, dass hier etwas im deutschen Text nicht stimmen könne – und er hatte Recht. Da zu dieser Passage ein Webersches Originalmanuskript neu aufgefunden war, konnte ich ihm mit Bestimmtheit sagen, dass Weber hier von „mahdistischen“ Bewegungen gesprochen hat. Dieser Fehler war seit 1922 in allen deutschen Textausgaben übersehen worden. Dieses Beispiel zeigt, wie anspruchsvoll und kritisch-reflektiert Übersetzungsarbeit ist. Oft geht es um sprachliche Nuancen,

die zu Sinnverschiebungen führen können. Dies ist mir auch aus Gesprächen mit dem dänischen Weber-Forscher Hans Henrik Bruun und Thomas Kemple aus Vancouver in Kanada deutlich geworden. Mich erstaunt immer wieder, in wie vielen Ländern es Forscher gibt, die sich – hochgradig engagiert und zumeist als „Einzelkämpfer“ – um Max Weber und dessen Übertragung in ihre Sprache und die eigene Wissenschaftskultur bemühen. Weber-Übersetzungen gibt es z. B. ins Finnische, Isländische, Katalanische, Serbokroatische, Hebräische und neuestens auch ins Albanische und Türkische.

3. Sam Whimster – Weber-networking

Ein Blick auf die Weltkarte zeigt, dass Weber in vielen Sprachen und Kulturen bekannt ist. Wirtschaftlich gesprochen sind die Hauptproduzenten der Weber-Industrie Japan (so erstaunlich es klingen mag, der ungebrochene Spitzenreiter), die USA, zusammen mit England, und schließlich die spanisch-sprachige Welt (das Mutterland sowie Mexiko, Argentinien und Kolumbien). Wolfgang Schwentker, ein früherer Mitarbeiter der Max Weber-Gesamtausgabe und jetzt Professor in Osaka, verzeichnet in seiner Habilitationsschrift über „Max Weber in Japan“ für den Zeitraum von 1925 bis 1995 166 japanische Weber-Übersetzungen, darunter auch sehr entlegene Texte, wie z. B. ein Kapitel aus Max Webers Vorlesung „Allgemeine (,theoretische‘) Nationalökonomie“. Japan war bis zum Einbruch des Yen auch der ausländische Hauptabnehmer der Max Weber-Gesamtausgabe. Dieser Umstand hatte Wolfgang Schwentker zu seiner aufwändigen sprach- und kulturübergreifenden Arbeit angeregt. Japan ist weltweit zwar das Land mit der höchsten Max Weber-Übersetzungs- und Rezeptionsdichte (1972 waren in

einer Bibliographie zur Weber-Forschung bereits mehr als 2.000 Titel verzeichnet), doch ist diese – wie Schwentker schreibt – wegen der sprachlichen Grenzen weitgehend isoliert geblieben.

Ähnlich verhält es sich mit der spanischen Weber-Forschung. Erst anlässlich einer in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten internationalen Weber-Konferenz im September 2004 hat sich die spanische Philosophin Yolanda Ruano der mühevollen Arbeit unterzogen, die spanischen Weber-Übersetzungen zusammenzustellen und auf dieser Basis einen höchst aufschlussreichen Artikel über die Weber-Rezeption zu schreiben, die eben nicht nur ihr Mutterland, sondern auch weite Teile Mittel- und Südamerikas umfasst. Hier kann man sehr schön sehen, wie sich trotz derselben Sprache länderspezifische Vorlieben ausbilden: Während das Mutterland stark an den methodologischen und religionssoziologischen Schriften interessiert war, sind es in Argentinien stärker die politischen und agrarhistorischen Texte und in Mexiko vor allem Webers Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“ gewesen, das 1944 erschienen ist. Marianne Weber hatte – dies sei als Kuriosität angemerkt – die Übersetzungsrechte für Lebensmittelpakete und geringe Geldzahlungen an den Verlag Fondo de Cultura Económica abgetreten.

In Englisch, unserer heutigen Weltsprache, sind zu Webers Lebzeiten drei Beiträge erschienen: Webers Vortrag „The Relations of the Rural Community to Other Branches of Social Science“, den er 1904 in St. Louis beim Weltkongress gehalten hatte, und zwei erst neulich wiederentdeckte Lexikon-Artikel über Gewerbe und Landwirtschaft von 1907. Prägend wurden jedoch die Übersetzung der „Wirtschaftsgeschichte“ von Frank H. Knight 1927 und der

„Protestantischen Ethik“ von Talcott Parsons 1930. Mit ihm ist die amerikanische Weber-Rezeption aufs Engste verbunden, einschließlich der neueren Gegenbestrebungen, die unter dem Schlagwort „Deparsonizing Weber“ zusammengefasst werden. Einsetzend in den 1940er Jahren, gab es eine erste Hochkonjunktur von Übersetzungen in den 1950er Jahren und dann insbesondere Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre in den USA. Dies hängt vor allem mit dem Aufschwung des Fachs Soziologie zusammen, das für die amerikanische Weber-Rezeption prägend war. In den Seminaren arbeitete man zunächst mit eigenen, hektographierten Texten. Eine wichtige Rolle bei der Übertragung und Übermittlung nahmen emigrierte Weber-Schüler, wie z. B. Karl Loewenstein und Max Rheinstein, ein. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Weber – so die Wahrnehmung der Zeitgenossen – über die amerikanische Soziologie wieder zurück nach Europa gebracht. Typisch für die USA sind die so genannten Reader, also Sammlungen mit Textauszügen, die einen Querschnitt durch das Werk vermitteln – dies macht aber auch die systematische Erfassung schwierig und ungenau. Weit über 100 Weber-Titel wurden übersetzt, teilweise auch in englischen und amerikanischen Verlagen zeitgleich verbreitet. In England boomte die Übersetzungsindustrie weniger, setzte sich aber kontinuierlich fort. Bemerkbar ist besonders die Tendenz der letzten Jahre, selbst zu altbekannten Weber-Texten neue und vollständige Übersetzungen vorzulegen, die dem heutigen Sprachempfinden entsprechen und auf die deutschen Urtexte zurückgehen. Englische Weber-Übersetzungen und -Reader waren vielfach auch die Vorlagen

für Übertragungen in andere Sprachen, wie z. B. zuvor erwähnt, ins Chinesische und sind daher immer schon weltweit bedeutend gewesen. Es verwundert nicht, dass in unserer globalisierten Welt ein umtriebiger Engländer auf die Idee gekommen ist, ein internationales Weber-Forum einzurichten. Sam Whimster, Londoner Soziologe und leidenschaftlicher Weber-Forscher, begründete 2000 die „Max Weber Studies“, eine halbjährlich erscheinende Zeitschrift, die namhafte Weber-Forscher aus mehr als 15 Ländern in ihrem Editorial Board anführt, darunter auch Vertreter der Max Weber-Gesamtausgabe. Zweck der Zeitschrift ist es, Neuigkeiten aus der Weber-Forschung der einzelnen Länder zusammenzutragen sowie über neue Übersetzungen und Literatur zu informieren.

Sam Whimster, der die Max Weber-Arbeitsstelle in München öfters besucht, ist vor allem auch bestrebt, die Bände der deutschsprachigen Max Weber-Gesamtausgabe international bekanntzumachen. Er selbst hat in den letzten Jahren Weber-Übersetzungen und -Einführungen unter den Titeln „Essential Weber“ und „Understanding Weber“ vorgelegt. Nun plant er eine umfangreiche Neuausgabe und Neuübersetzung der wichtigsten Weber-Texte, einschließlich einer Briefauswahl. Neue Übersetzungen seien auch in seinem Land dringend notwendig – sagte der griechische Soziologe Thanasis Giouras bei seinem Besuch im Mai –, damit die junge Generation Max Weber lesen und verstehen kann.

* Der Beitrag beruht auf den gesammelten Übersetzungen und Informationen der Max Weber-Arbeitsstelle der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und bietet einen ersten Aufriss, der durch weitere Forschungen zu vertiefen wäre.



Die Autorin ist Generalredaktorin der Max Weber-Gesamtausgabe, die von der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird.

KOOPERATION

Zertifiziertes Wissen im World Wide Web

EIN INTERNATIONALES BIOGRAPHIE-PORTAL BIETET KOSTENLOSEN ZUGRIFF AUF DIE BIOGRAPHIEN VON MEHR ALS 120.000 PERSÖNLICHKEITEN.



B.S.B.

VON BERNHARD EBNETH
UND STEFAN JORDAN

Seit dem 6. Juli 2009 können Internetnutzer weltweit unter www.biographie-portal.eu historisch-biographische Informationen zu mehr als 120.000 Personen recherchieren. Vier große Lexika sind unter dem Dach einer einheitlichen Suchmaske zusammengetreten, und die Ergebnisanzeige führt direkt zu den online frei verfügbaren Artikeln: die „Neue Deutsche Biographie“ (NDB) und ihr Vorgängerprojekt „Allgemeine Deutsche Biographie“ (ADB), das „Österreichische Biographische Lexikon“ (ÖBL) und das „Historische Lexikon der Schweiz“ (HLS).

Und das ist erst der Anfang. Denn die Initiatoren – die Bayerische Staatsbibliothek (BSB), die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die Österreichische Akademie der Wissenschaften und die Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz – verstehen ihr ausschließlich aus Eigenmitteln finanziertes Projekt lediglich als ersten Schritt. Ihr erklärtes Ziel ist es, das Portal durch Kooperationen im europäischen Maßstab auszubauen und multimedial zu erweitern. Es soll sich zu einem zentralen Ersteinstieg für weiterführende historisch-biographische Recherchen im Internet entwickeln. Bei den angebotenen Informationen handelt es sich, wie Hans Günter Hockerts als Herausgeber der NDB betont, um

„zertifiziertes Wissen“, also um Informationen, die auf wissenschaftlicher Forschung beruhen, inhaltlich und formal hohen lexikalischen Standards folgen und dauerhaft redaktionell betreut sind.

Die Partner

Die Grundidee entstand bei einer internationalen Tagung in Wien 1997 im Gespräch zwischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des ÖBL und der NDB. Ehe die Zusammenarbeit auf digitalem Gebiet entfaltet werden konnte, wurden die seit den 1950er Jahren traditionell gedruckten Lexikonbände der NDB und des ÖBL bis 2008 zunächst retrospektiv digitalisiert.

Im Sommer 2008 war es so weit: Die Bayerische Staatsbibliothek, die Historische Kommission und die Österreichische Akademie der Wissenschaften schlossen einen Kooperationsvertrag. Kurz darauf trat die Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz als weiterer Partner hinzu.

Die Zusammenführung der Daten durch eine Arbeitsgruppe unter Vorsitz von Christine Gruber (ÖBL) wurde dadurch erleichtert, dass die beteiligten Lexika zahlreiche Gemeinsamkeiten aufweisen: Ihre Artikel folgen formal und inhaltlich klar definierten einheitlichen lexikalischen Standards, ihre Fachredaktionen wählen die für eine Aufnahme in Betracht kommenden Personen nach ähnlichen Kriterien aus und sie beauftragen ausgewiesene Exper-

ten, die Biographien zu verfassen. Alle Partnerlexika stimmen auch darin überein, keine noch lebenden Personen aufzunehmen. Doch wie so oft, steckte auch beim Biographie-Portal der Teufel im Detail. Scheinbare Kleinigkeiten – wie Unterschiede bei den Namensansetzungen (Varianten, Adelstitel usw.) oder bei den Lebensdaten (zum Beispiel „vor 1500“, „letztes Viertel 15. Jh.“, „um 1480“) – erwiesen sich zeitweise als problematisch für die angestrebte kumulative Recherche.

Wer sucht, der findet

In der Startversion des Biographie-Portals sind etwa 26.500 Einträge aus der ADB, bislang ca. 70.000 Einträge aus der NDB und je etwa 17.000 Einträge aus ÖBL und HLS enthalten. Dabei ergeben sich manche Überschneidungen. Wer zum Beispiel Informationen über den Physiker und Nobelpreisträger Wolfgang Pauli (1900–1958) sucht, dem werden Artikel aus NDB und HLS angeboten. Außerdem wird auf eine Erwähnung Paulis im ÖBL verwiesen, die Zusatzinformationen über ihn und seine Eltern enthält. Der Vorteil liegt in der wechselseitigen Ergänzung: So legt etwa der Artikel des HLS einen Schwerpunkt auf Paulis Wirken als Professor in Zürich, während der NDB-Beitrag weitere Angaben zur Familie sowie zu Auszeichnungen und Akademie-mitgliedschaften bereitstellt.

Von noch größerem Nutzen ist die wechselseitige Ergänzung dort, wo

Startschuss für das Biographie-Portal: Die gemeinsame Präsentation in der Bayerischen Staatsbibliothek (im Bild Marco Jorio, Chefredaktor des Historischen Lexikons der Schweiz) fand großes Interesse bei Öffentlichkeit und Medien.

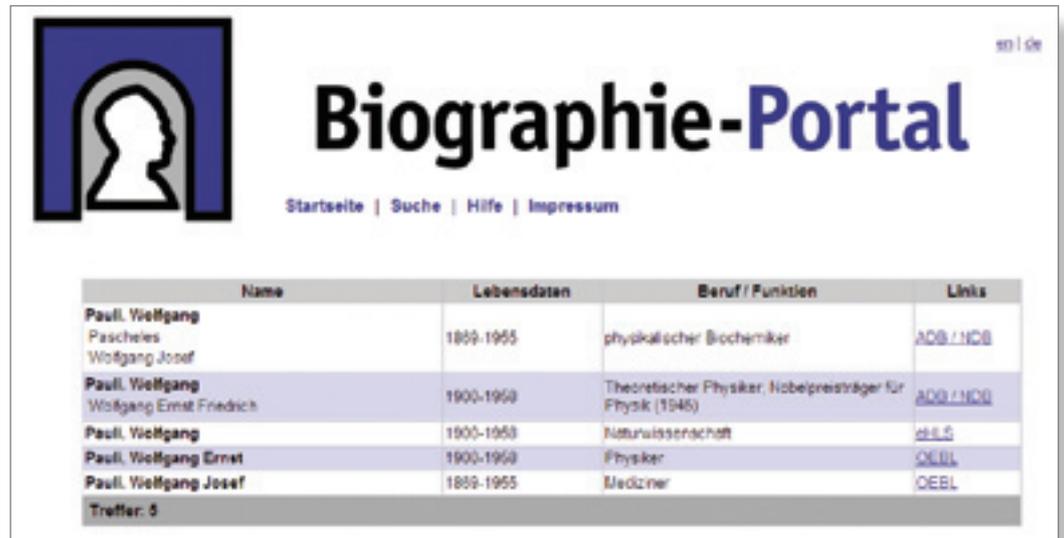
zumindest eines der vier Lexika Beiträge anbietet, die in den anderen nicht zu finden sind: Informationen über den Basler Architekten und Nationalrat Martin Burckhardt (1921–2007) etwa sucht der Nutzer in ADB, NDB und ÖBL vergeblich. Über das Biographie-Portal wird er hingegen auf den Eintrag im HLS verwiesen. Die Wahrscheinlichkeit, Daten zu einer Person zu finden, ist also durch die Kumulation der vier Lexika deutlich gestiegen.

Recherchemöglichkeiten

Das Biographie-Portal bietet zudem umfangreiche Recherchemöglichkeiten. Die wichtigste Funktion ist die Suche nach dem Familiennamen einer Person. Sie kann durch Eingabe des Vornamens präzisiert werden. Ferner kann nach Berufen oder Funktionen sowie nach Geburts- und Sterbejahren recherchiert werden. Während die Namensuche besonders von Nutzern mit einem individualbiographischen Interesse an einer einzelnen Person frequentiert wird, spricht das Biographie-Portal mit den anderen Suchoptionen auch Nutzer mit einem gruppenbiographischen Interesse an. Wer etwa in das Berufssuchfeld „Bildhauer“ eingibt, zum Geburtsjahr „nach 1700“ und zum Sterbejahr „vor 1800“, erhält 74 Einträge über bildende Künstler des 18. Jahrhunderts. Auf der Grundlage solcher Ergebnisse lassen sich Anhaltspunkte für gruppenbiographische oder biographisch vergleichende Untersuchungen gewinnen.

Warum nicht Wikipedia?

Das ist die häufigste an das Portal gerichtete Frage. Dabei drängt sich ein Vergleich nur auf den ersten Blick auf. Denn Wikipedia ist ein Mittel für den „schnellen Blick“: eine Art alternatives Konversationslexikon. Wikipedia-Artikel bestehen aus Sammelwissen, für dessen Richtigkeit weder ein Autor noch eine



Redaktion garantieren. Die Artikel werden rasch aktualisiert, sind mit Bildern versehen und verändern ständig ihre Gestalt. Sie kumulieren Daten, folgen aber keiner inneren Textlogik, keiner Argumentation.

Im Gegensatz zu solchen Publikationen wollen wissenschaftliche Speziallexika dem Nutzer einen wissenschaftlich gesicherten Einstieg für die Beschäftigung mit einer bestimmten Persönlichkeit bieten. Dafür ist nicht nur die dauerhafte Kontrolle der Richtigkeit des präsentierten Wissens unabdingbare Voraussetzung. Wichtiger ist, dass der Nutzer eine vergleichend angelegte und begründete Einschätzung und Würdigung der Leistung dieser Persönlichkeit erhält, die nur ein inhaltlich geschlossener, argumentativ-logisch aufgebauter Text geben kann, dessen Aussagen ein Verfasser verantwortet, der sich mit Person und Epoche intensiv auseinandergesetzt hat. Das Biographie-Portal ist das erste Portal auf internationaler Ebene, das diesen Anspruch für die historisch-biographische Recherche einlöst. Es präsentiert zudem zahlreiche Persönlichkeiten, die keine Aufnahme in die üblichen Nachschlagewerke – auch nicht in Wikipedia – gefunden haben, also „Second Rate People“, über die anderswo schwer etwas zu finden ist.

Auf dem Weg nach Europa

Eines der wichtigsten Ziele – den Anspruch auf Internationalität und

Mehrsprachigkeit – konnte das Portal in der Aufbauphase erst ansatzweise einlösen. Die präsentierten Personen gehören überwiegend dem deutschsprachigen Kulturraum an, wobei schon jetzt über die Multinationalität des Habsburgerreichs und die Mehrsprachigkeit der Schweiz auch Namen aus Ost- und Südosteuropa sowie dem französischen und italienischen Raum Eingang gefunden haben. Auch die NDB weist transnationale Bezüge auf: Berücksichtigt werden Deutsche, die im Ausland wirkten, sowie Ausländer, die im deutschen Sprach- und Kulturraum besonders hervortraten.

Impulse für die weitere Internationalisierung des Portals sollen von der im Februar 2010 in München stattfindenden internationalen Konferenz „Vom Nachschlagewerk zum Informationssystem. Wissenschaftliche Qualitätssicherung und Funktionalitätserweiterung historisch-biographischer Lexika in elektronischen Medien“ ausgehen. Lexika aus Schweden und den Niederlanden, aus der Tschechischen Republik, Großbritannien und Belgien – um nur einige zu nennen – könnten in absehbarer Zeit das Angebot deutlich erweitern. Auch die Integration regionaler biographischer Werke wird angestrebt. Für weitere Kooperationen sind die Träger des Biographie-Portals offen. Grundsätzlich gilt: Wer „zertifiziertes Wissen“ anbietet, ist zu Gesprächen herzlich eingeladen.



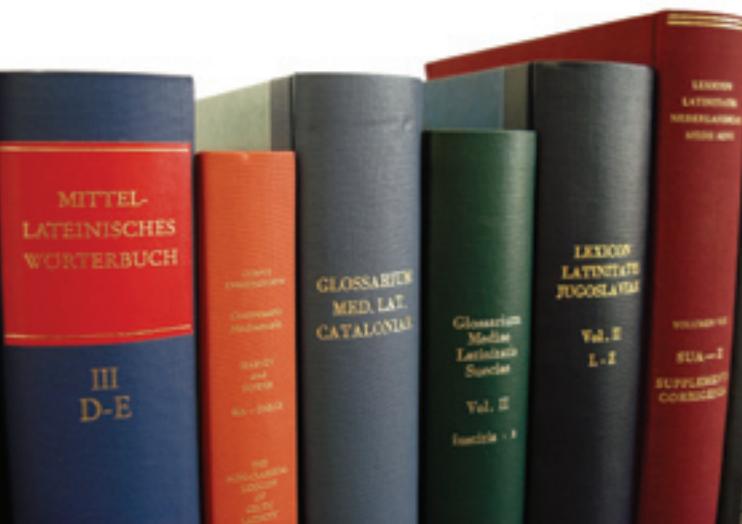
Wechselseitige Ergänzung: Die Suche nach dem Physiker und Nobelpreisträger Wolfgang Pauli (1900–1958) ergibt unter www.biographie-portal.eu Treffer in drei der beteiligten Lexika.

Die beiden Autoren sind Fachredakteure der „Neuen Deutschen Biographie“, die von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird.

MITTELLATEIN

Ein europäisches Vorhaben

ZAHLREICHE LÄNDER EUROPAS ARBEITEN UNTER DEM DACH DER UNION ACADÉMIQUE INTERNATIONALE AN MITTELLATEINISCHEN WÖRTERBÜCHERN.



in der Hand der Kirche lag, wurde das mittelalterliche Latein einerseits von dem in der Kirche gebrauchten Latein, den Kirchenvätern und der Bibel beeinflusst, andererseits von den Volkssprachen, der jeweiligen Muttersprache der Autoren oder Schreiber. Neue Dinge und neue Gesellschaftsstrukturen mussten benannt werden, so dass vorhandene Wörter neue Bedeutungen bekamen oder neue Wörter gebildet wurden. Im Mittelalter gab es einen lebendigen, kreativen Umgang mit der lateinischen Sprache, für den die für das antike Latein vorhandenen Wörterbücher nicht ausreichen.

Von Katalonien bis in die Niederlande: mittellateinische Wörterbücher.

VON MARIE-LUISE WEBER

Das Besondere des im Mittelalter verwendeten Latein ist, dass es für niemanden mehr Muttersprache war, sondern nur noch erlernte Sprache. Entsprechend den jeweiligen Grammatikkenntnissen wurde diese Sprache mehr oder weniger flexibel gehandhabt, ganz abgesehen von der Orthographie.

Mittelatein

Latein eignete sich als überregionale Verständigungssprache – es blieb die Sprache der Wissenschaft bis ins 18. Jh. hinein (s. Wilfried Stroh, *Latein ist tot, es lebe Latein!*, Berlin 2007) – und hatte den großen Vorteil, bereits über Jahrhunderte in der Schriftlichkeit erprobt zu sein, wovon die germanischen Sprachen noch weit entfernt waren. Das bedeutet für lange Zeit, dass jeder Schriftlichkeit Lateinunterricht voranging. Da Bildung im Mittelalter

Vom „DuCange“ zum Projekt in der Union Académique Internationale (UAI)

1678 erschien in Paris erstmals das „Glossarium ad scriptores mediae et infimae Latinitatis“, erarbeitet von Charles Du Fresne, sieur Du Cange (1610–1688) – ein dreibändiges Werk, das nicht nur semantisch, sondern auch enzyklopädisch angelegt ist. In der Folgezeit wurde es mehrfach erweitert, überarbeitet und nachgedruckt. Die heute übliche Ausgabe erschien als „Glossarium mediae et infimae Latinitatis“ in 10 Bänden, Niort 1883–1887, wurde in Graz 2000 in zweiter Auflage 5-bändig nachgedruckt (erster Nachdruck 1954) und ist als „der DuCange“ bekannt und geschätzt.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg formulierten Rechtshistoriker auf einem internationalen Kongress in London mehr den Wunsch als den konkreten Plan, den „DuCange“

gründlich zu überarbeiten, respektive zu ersetzen. Die 1920 gegründete Union Académique Internationale (UAI) griff die Idee auf und es wurde geplant, den einzelnen Ländern jeweils diejenigen Texte zur lexikalischen Aufarbeitung zuzuweisen, die im Mittelalter in ihrem Gebiet verfasst wurden. Im „Novum glossarium mediae Latinitatis“, zunächst beginnend beim Buchstaben „L“, sollten dann alle mittellateinischen Wörterbücher für die Zeit von 800 bis 1200 zusammenlaufen. Es entstand das Comité du Dictionnaire du latin médiéval mit Geschäftsstelle in Paris und als zugehörige Zeitschrift das „Bulletin du Cange“, das unter dem Namen „Archivum Latinitatis medii aevi“ (ALMA) jährlich erscheint und dem gelehrten Austausch über Lexikologie, Philologie, Textkritik und vieles mehr dient.

Naturgemäß entwickelten sich die Pläne in den einzelnen Ländern unterschiedlich, weil die Voraussetzungen und das Ausgangsmaterial sehr unterschiedlich sind. In Polen und Ungarn war Latein sogar bis ins 19. Jh. eine offizielle Amtssprache. Für das „Mittelateinische Wörterbuch“, das materialreichste Unternehmen der in der UAI zusammengefassten Wörterbücher, musste das Material eingegrenzt werden, mit Beginn in der Zeit um 600, um an den „Thesaurus linguae Latinae“ (TLL) anzuknüpfen, und mit dem Jahr 1280 als oberer Zeitgrenze, dem Todesjahr des Albertus Magnus. Sein für die Aristoteles-Rezeption wichtiges und insgesamt fruchtbares schriftstellerisches Werk sollte noch berücksichtigt werden, ohne dass die

Scholastik insgesamt, die genügend Material für ein spezifisches Wörterbuch bereithielte, noch Eingang finden sollte.

Die einzelnen Arbeitsstellen der mittellateinischen Wörterbücher arbeiten unabhängig voneinander. Jährlich muss der UAI ein kurzer, alle vier Jahre ein ausführlicher Bericht erstattet werden. Regelmäßig finden von der UAI organisierte Treffen statt, zuletzt 2008 in Brüssel. Zum 6./7. Dezember 2006 lud Zuzana Silagiová, die Leiterin des tschechischen mittellateinischen Wörterbuches, zu einem Kongress nach Prag unter dem Motto „Wörterbuch als Inspiration“ ein (s. M.-L. Weber, Wörterbuch als Inspiration, in: „Akademie Aktuell“ 02/2007, S. 40–42). Solche Treffen und Kongresse sind wichtig, um sich über die sehr spezielle Problematik der Lexikographie auszutauschen.

Das Mittellateinische Wörterbuch in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Deutschland trat 1937 der UAI und dem Vorhaben „Dictionnaire du latin médiéval“ bei. Ende 1939 wurde in München begonnen, Material für das Mittellateinische Wörterbuch zu sammeln. Kriegsbedingt kam die Arbeit zum Erliegen, wurde aber Ende 1948 wieder aufgenommen (zur Geschichte ausführlich F.-J. Konstanciak, Das Mittellateinische Wörterbuch, in: „Akademie Aktuell“ 02/2003, S. 25–28). 1950 wurde in Ostberlin bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (später: Akademie der Wissenschaften der DDR, heute: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) eine weitere Arbeitsstelle eingerichtet, die aber Ende 1996 geschlossen wurde.

Das Mittellateinische Wörterbuch ist in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften beheimatet und wird außerdem von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und seit 1954 auch von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (erst: Schweizerische geisteswissenschaftliche Gesellschaft, dann: Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften) unterstützt. Die Österreichische Akademie finanziert eine ganze reguläre Mitarbeiterstelle und entsendet, wie die Schweizerische Akademie, in die Kommission, die das Mittellateinische Wörterbuch betreut, einen Lehrstuhlinhaber. Der Schweizer Nationalfonds finanziert eine Stipendiatenstelle, die jeweils für maximal vier Jahre besetzt werden kann; von 1997 bis 2007 finanzierte er noch eine zusätzliche Stelle.

Die erste Lieferung des Mittellateinischen Wörterbuches erschien 1959. 2009 wird an der 38. Lieferung gearbeitet. Der Buchstabe „F“ ist nahezu abgeschlossen (das heißt

auch: die besonders materialreichen Buchstaben „C“, „D“ und „E“ liegen gedruckt vor), so dass bereits mehr als ein gutes Drittel des gesamten Materials erschlossen ist.

Die territoriale Abgrenzung: Deutschland, Österreich, Schweiz

Dass die heutigen Nationen jeweils ihr Gebiet hinsichtlich der mittelalterlichen Latinität erforschen, ist eine Aufteilung rein pragmatischer Natur, um die Erschließung der gewaltigen Menge an mittellateinischen Texten zu verteilen. In der Zeit, die im Mittellateinischen Wörterbuch behandelt wird, existierte Deutschland nicht als Nation. Hervorgegangen aus dem östlichen Teil des Frankenreichs, war das sich seit dem 10. Jh. herausbildende „Heilige Römische Reich“, das später den Zusatz „Deutscher Nation“ erhalten sollte, ein Herrschaftsgebilde mit unscharfen und sich verändernden Grenzen und vielfältigen, wechselseitigen Einflüssen unterworfen. Aufgrund seiner Lage wurde das heutige Deutschland im Westen und Süden sprachlich stark romanisch beeinflusst, im Osten mehr slawisch. Großer Einfluss kam auch durch die angelsächsische Mission wie aus Italien. Von einem einheitlichen Erscheinungsbild kann nicht gesprochen werden.

Die Quellen, die das Mittellateinische Wörterbuch lexikographisch erschließt, entstanden im deutschen Sprachgebiet, darüber hinaus wurden Texte, die für die deutsche Geschichte relevant sind, meist Urkunden, vor allem aus dem Frankenreich und aus Reichsitalien aufgenommen. Zudem wurde ausgewählte Fachliteratur, die außerhalb dieser engen geographischen

Der Pionier Charles Du Fresne, sieur Du Cange (1610–1688).



Grenzen entstand, erfasst, damit die spezifische Terminologie aus Theologie, Liturgie- und Kirchengeschichte, Philosophie, Ethik, Logik, Mathematik, Geometrie, Komputistik, Astrologie bzw. Astronomie, Zoologie, Botanik, Alchemie, Pharmazie, Medizin, Anatomie, Chirurgie, Juristik, Kanonistik, Grammatik und Musik hinreichend berücksichtigt wird.

Ausblick

Die digitale Welt bietet mit ihren Möglichkeiten auch für die mittellateinischen Wörterbücher interessante Optionen. Denkbar wäre eine gemeinsame Plattform, auf der sich die mittellateinischen Wörterbücher präsentieren und den Nutzer(inne)n mit vielfältigen Suchfunktionen zur Verfügung stehen. Nächstes Ziel ist aber die

Digitalisierung des von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Mittellateinischen Wörterbuches, zu deren Realisierung noch einige Hürden zu überwinden sind.



Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe eines mittellateinischen Wörterbuches.

Die mittellateinischen Wörterbücher in der Union Académique Internationale

Belgien:

(7. Jh.–1000) Thesaurus linguae scriptorum operumque Latino-Belgicorum medii aevi. Première partie: Le vocabulaire des origines à l'an mil, vol. 1–5, Brüssel 1986.

Dänemark:

(bis 1536) Lexicon Mediae Latinitatis Danicae / Ordbog over dansk middelalderlatin, fasc. 1, Aarhus 1987; zuletzt fasc. 7 (nobilitas–praeamo), Aarhus 2008.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

(ca. 600–1280) Mittellateinisches Wörterbuch, fasc. 1, München 1959; fasc. 37 (fero–florificatio), München 2009.

Frankreich:

(800–1200) Novum Glossarium Mediae Latinitatis, fasc. 1 (L), Kopenhagen 1957; zuletzt: pingualis–plaka, Genf 2007.

Galizien:

(6. Jh.–15. Jh.) eine Datenbank ist zugänglich über <http://corpus.cirp.es/codolga/index.html>

Großbritannien:

(6.–Mitte 16. Jh.) Dictionary of Medieval Latin from British Sources, vol. 1, London 1975; zuletzt: fasc. 12 (pos–pro), Oxford 2009. Dazu: R. E. Latham, Revised Medieval Latin word-list from British and Irish sources, London 1965 (Reprint 1980, with Supplement).

Irland:

(400–1200): Bibliographie der Quellen: M. Lapidge, R. Sharpe, A bibliography of Celtic-Latin literature 400–1200, Dublin 1985, Datenbanken unter <http://journals.eecs.qub.ac.uk/dmlcs/dmlcs.html>. The Non-Classical Lexicon of Celtic Latinity, vol. 1 (A–H), Turnhout 2005.

Italien:

Gesammelte Nachdrucke von Teilbeiträgen, die von 1935 bis 1980 in ALMA veröffentlicht wurden: 1.) (476–1200) Latinitatis italicae medii aevi ... lexicon imperfectum, vol. 1–3, Brüssel 1939–1964; Nachdruck Turin 1970; Nachdruck mit Addenda: Turin 1978 und 1984. 2.) (Ende 5. Jh.–Anf. 11. Jh.) Latinitatis Italicae medii aevi lexicon, Florenz 2001.

Katalonien:

(800–1100) Glossarium Mediae Latinitatis Cataloniae, vol. 1 (A–D), Barcelona 1960–1985.

Kastilien und León:

(8. Jh.–1230) Lexicon Latinitatis Medii Aevi Castellae et Legionis (in Planung).

Norwegen:

Ein einbändiges Werk mit einem schmalen Textkorpus als Grundlage ist in Arbeit.

Polen:

(966–1506) Lexicon Mediae et Infimae Latinitatis Polonorum, vol. 1, Warschau 1958; zuletzt vol. 8, fasc. 6 (scriniumx–septimana), Krakau 2008.

Tschechien:

(13.–15. Jh.) Latinitatis Medii Aevi Lexicon Bohemorum, vol. 1, Prag 1977; zuletzt fasc. 19 (lapideitasx–limitanter), Prag 2006.

Ungarn:

(bis 1526) Lexicon Latinitatis Medii Aevi Hungariae, vol. 1, Budapest 1987; zuletzt vol. 5 (I), Budapest 1999.

Bereits abgeschlossen sind:

Finnland:

(bis 1530) Glossarium Latinitatis medii aevi Finlandicae, Helsinki 1958.

Ehemaliges Jugoslawien:

(bis Ende 15. Jh.) Lexicon Latinitatis medii aevi Iugoslaviae, Zagreb 1973–1978.

Niederlande:

(bis 1500) Lexicon Latinitatis Nederlandicae Medii Aevi / Woordenboek van het middeleeuws Latijn van de noordelijke Nederlanden, vol. 1–8, Leiden 1977–2005.

Schweden:

(Mitte 12. Jh.–1527) Glossarium Mediae Latinitatis Sueciae / Glossarium till medeltidslatinet i Sverige, vol. 1–2, Stockholm 1968–2002.

Hinweis:

Eine kurze Vorstellung jedes einzelnen Wörterbuches mit Geschichte und Charakterisierung ist zu finden bei Peter Stotz, Handbuch zur Lateinischen Sprache des Mittelalters, 1. Bd., München 2002, S. 204–242.

INFORMATIK

Vom Münchner Königsplatz nach Europa

INTERNATIONALE ZUSAMMENARBEIT AM LEIBNIZ-RECHENZENTRUM.

VON ARNDT BODE

Als der in Augsburg ansässige Mathematiker Johann Heinrich Lambert – Akademiemitglied seit 1759 – seinem berühmten Kollegen Leonhard Euler im Februar 1761 von der neu gegründeten Churbayerischen Akademie der Wissenschaften berichtete, brauchte der Brief mehrere Tage, bis ihn der Empfänger, damals an der Berliner Akademie tätig, lesen konnte.

Heutige digitale Postdienste

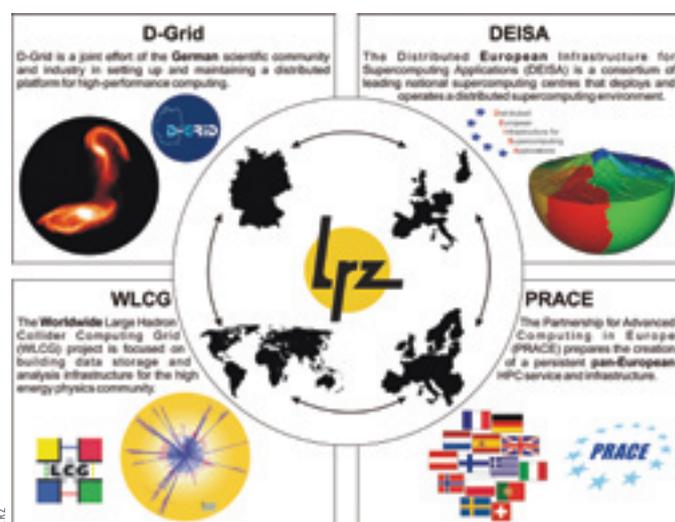
Heute wäre der Brief in Bruchteilen einer Sekunde am anderen Ende der Welt. Diese im Sinne des Wortes blitzschnelle Kommunikation auch über größte Entfernungen hinweg ermöglicht das Leibniz-Rechenzentrum der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit dem von ihm betriebenen Münchner Wissenschaftsnetz und der Anbindung der akademischen Einrichtungen Münchens an das Internet. Jeden Monat werden von den Hochschulen Münchens und der Akademie 200 Terabytes, also 200 Billionen Bytes, Daten über das Internet empfangen und 300 Terabytes gesendet, mit einer Geschwindigkeit von zehn Gigabits pro Sekunde, was etwa 10.000 DSL-Anschlüssen entspricht. Aber die Einbindung des LRZ in die europäische und internationale Forschung geht weit über die Internetanbindung hinaus und bedeutet sehr viel mehr als nur Postdienste.

Vom Königsplatz nach Europa

Am 7. März 1962 gründete die Bayerische Akademie der Wissenschaften ihre Kommission für Informatik. Diese Kommission betreibt seither das Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), zunächst in der Richard-Wagner-Straße am Münchner Königsplatz, anschließend viele Jahre in der Barer Straße am Karolinenplatz und seit 2006 in einem Neubau in Garching bei München. In diesen Jahren wuchs nicht nur die Rechenleistung, sondern auch die Vernetzung, sowohl die Vernetzung der technischen Systeme im Großraum München als auch die Vernetzung der Forscher in München und Bayern mit ihren Kollegen in aller Welt.

Weltweiter Bezug von Rechenleistung: das Grid-Computing

Während sich die internationale Zusammenarbeit früher vor allem auf gemeinsam bearbeitete Forschungsthemen und deren Untersuchung an den Rechnern des LRZ sowie den Austausch von Daten über die Netze, seit 1991 vor allem über das Internet, beschränkte, kam Ende der 90er Jahre immer stärker der Wunsch auf, für einige besonders anspruchsvolle Berechnungen mehrere Supercomputer gleichzeitig zu benutzen. Besonders die Teilchen- und die Astrophysiker trieben diese Entwicklung voran und entwickelten erste Software-Prototypen, die es erlaubten, die unterschiedlichsten Ressourcen wie Rechner, Instrumente, Software



und Daten koordiniert zur Lösung der „großen Herausforderungen“, der „Grand Challenges“, einzusetzen. Sie nannten es Grid, und die Anspielung auf das Stromnetz, das im Englischen so bezeichnet wird, war durchaus beabsichtigt: der Bezug von Rechenleistung der verschiedensten Supercomputer in aller Welt sollte so einfach werden wie die Entnahme des Stroms aus der Steckdose.

Das LRZ war in den vergangenen zehn Jahren führend an der Entwicklung des Grid-Computings in Europa beteiligt. Nach einigen ersten Projekten wurden eine eigene Gruppe „Verteilte Ressourcen“ und ein Arbeitskreis Grid-Computing gegründet, die Projekte wie D-Grid, DEISA oder WLCG, das weltweite Computing Grid für das Large Hadron Collider-Experiment am CERN in Genf, koordinieren und durchführen. Mit dem Projekt

Grid-Computing am Leibniz-Rechenzentrum: eine Projektübersicht.

D-Grid fördert das Bundesministerium für Bildung und Forschung die Entwicklung der neuen Grid-Technologien in Deutschland. Das Ziel der D-Grid-Initiative ist es, die Grid-Aktivitäten in Deutschland zu bündeln, um einerseits Synergieeffekte auszunutzen und andererseits nach außen mit einer Stimme aufzutreten. Die D-Grid-Infrastruktur wird inzwischen von über 1.500 Wissenschaftlern an ca. 100 deutschen Hochschul- und Forschungsinstituten sowie Partnern aus der Industrie genutzt.

Höchstleistungsrechnen in Europa: DEISA und GÉANT

DEISA (Distributed European Infrastructure for Supercomputer Applications) ist ein Konsortium führender nationaler Höchstleistungs-Rechenzentren in Europa, das eine langfristig angelegte verteilte Produktionsumgebung für das Höchstleistungsrechnen im europäischen Maßstab betreibt. DEISA wird von der Europäischen Union gefördert, ebenso wie GÉANT, ein spezielles europäisches Höchstleistungsnetz, das den besonders schnellen Datenaustausch zwischen den Höchstleistungsrechnern ermöglicht. Um den Einsatz der bereitgestellten Höchstleistungsrechner und -netze zu fördern, dient die DEISA Extreme Computing Initiative (DECI) ganz direkt und praktisch dazu, einige besonders anspruchsvolle wissenschaftliche „Flaggschiff“-Applikationen durchzuführen, die ohne die DEISA-

Geplanter Ausbau bis 2011: Das LRZ wird um einen zweiten Rechnerwürfel (rechts) und ein weiteres Büro- und Arbeitsgebäude (vorne Mitte) erweitert.

Ausbau des LRZ zum Europäischen Supercomputing Centre

Ab 2011 wird im Leibniz-Rechenzentrum in Garching der nächste Höchstleistungsrechner mit dem Namen „SuperMUC“ installiert. Die erwartete Rechenleistung liegt bei mehreren Petaflops (10¹⁵ Rechenoperationen in der Sekunde). Bereits heute reicht der Platz im Rechnergebäude des LRZ kaum aus, um auch die vielen Server für Forschungseinrichtungen im Großraum München zu betreiben, für die das LRZ Platz, elektrischen Strom und Klimatisierung bereitstellt. Auch die Zahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter steigt ständig, um die stark erweiterten Dienstleistungen des LRZ anbieten zu können.

Deshalb werden Bund und Länder in den nächsten Jahren mehr als 135 Millionen Euro für den Ausbau des LRZ zur Verfügung stellen. Das Rechnergebäude wird verdoppelt, ein weiteres Gebäude für die Mitarbeiter und eine „Cave“ für dreidimensionale Visualisierung sind geplant. Die Bauarbeiten beginnen im Herbst 2009.

Weitere Informationen: www.lrz.de

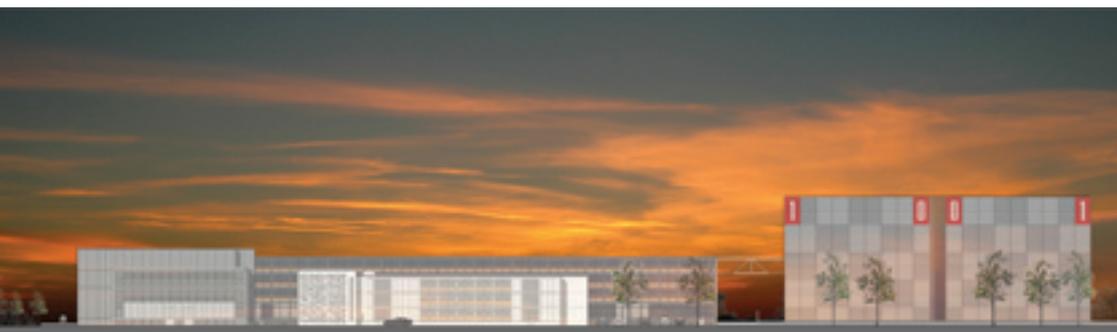
Infrastruktur nicht möglich wären. Das LRZ unterstützt in DECI u. a. Projekte aus der Astrophysik, Plasmaforschung, Erdbebenforschung, Chemie, Biologie und natürlich der Informatik.

Doch beschränkt sich der Beitrag des LRZ nicht auf „Manpower“ und „Grid-Middleware“, also Software, sondern umfasst auch harte Technik: Das BMBF stellte Sondermittel zum Aufbau der Grid-Infrastruktur bereit; die davon beschaffte Hardware betreibt das LRZ u. a. für die Münchner Hochenergie- und Astrophysiker in seinem Rechnergebäude. Solches „attended housing“ ist einer der Gründe, warum der Platz im Rechnergebäude des LRZ nicht mehr ausreicht (s. Infokasten oben).

Und natürlich bringt das LRZ seinen Höchstleistungsrechner SGI Altix 4700 in die europäischen Projekte ein. Dies bedeutet, Rechenzeit an Forscher in anderen europäischen Ländern abzugeben und dafür Rechenzeit dort für Forscher aus Deutschland zu erhalten, die auf spezielle, in Deutschland nicht verfügbare Supercomputer angewiesen sind. Dieser Austausch braucht rechtliche, organisatorische und finanzielle Rahmenvereinbarungen, die oft schwieriger zu erreichen sind als die technischen Lösungen.

PRACE

Eine dauerhafte europaweite High Performance Computing (HPC)-Infrastruktur zu schaffen, ist das vordringliche Ziel von PRACE, der Partnership for Advanced Computing in Europe. Der Aufbau einiger gesamteuropäischer HPC-Zentren soll die Konkurrenzfähigkeit Europas im weltweiten Wettbewerb in Wirtschaft, Wissenschaft und Forschung nachhaltig sichern. Die Rechner, die hierfür nötig sind, sind die wirklichen Supercomputer: Höchstleistungsrechner, die Milliarden von Rechenoperationen pro



HERZOG UND PARTNER

Sekunde, also Petaflops, ausführen können. Auch wenn diese Rechner im Inneren immer dichter werden, so werden sie doch gleichzeitig immer größer, weil Hunderttausende von Rechenkernen benötigt werden, um diese Rechenleistung zu erzielen. Einer dieser europäischen Supercomputer soll 2011 am LRZ in Betrieb genommen werden. Eine Voraussetzung dafür ist, den Platz im Rechnergebäude des LRZ für diesen Petaflops-Rechner zu verdoppeln (s. Infokasten S. 28).

PRACE wird wie DEISA und GÉANT von der EU gefördert. 18 Partner beteiligen sich daran: Frankreich, die Niederlande, Spanien, Großbritannien, Italien und Deutschland bilden die „Principal Partners“, die sich bereiterklärt haben, einen solchen Supercomputer zu installieren und auch den größten Teil davon zu finanzieren. Das LRZ ist als Teil des deutschen Gauss Centre for Supercomputing (GCS) vertreten und bewirbt sich darum, einer der Standorte eines solchen europäischen Supercomputers

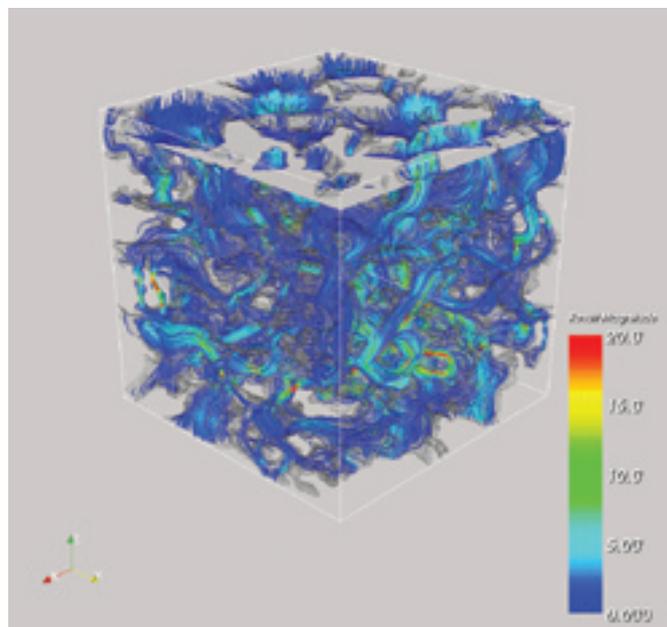
zu sein. Weitere Partner in PRACE sind Österreich, die Schweiz, Finnland, Griechenland, Norwegen, Polen, Portugal, Schweden, Zypern, Irland, Serbien und die Türkei.

Aus dem Projekt PRACE haben sich erste Konsortien entwickelt, die Wissenschaft und Industrie zusammenbringen. In PROSPECT werden Möglichkeiten zu einer Zusammenarbeit zwischen HPC-Zentren und der europäischen Industrie für die Weiterentwicklung im HPC-Umfeld ausgelotet. Herbert Huber, Gruppenleiter am LRZ, ist Sprecher des STRATOS-Konsortiums, das sich vorrangig mit den aufkommenden Technologien für Rechner jenseits der Petaflops-Marke beschäftigt, vor allem aus Sicht der Anforderungen der Nutzer dieser Supercomputer. Ein Arbeitsschwerpunkt ist die Förderung der Entwicklung besonders energieeffizienter Komponenten und deren Integration in zukünftige Petaflopsrechner gemeinsam mit der europäischen und weltweiten HPC-Industrie. STRATOS versteht

Internationale Projekte: das Beispiel des MAC

Das LRZ ist eine der Institutionen, die das Munich Centre for Advanced Computing (MAC) bilden. Das MAC ist ein Forschungskonsortium, das über Fächer-, Instituts-, und Abteilungsgrenzen hinweg Forschungen zusammenfasst, die das Höchstleistungsrechnen und seine Anwendungen zum Schwerpunkt haben. Neben sieben Fachbereichen der TU München sind daran u. a. die LMU München, Max-Planck-Institute und das LRZ beteiligt. Auch internationale Partner der TU München, z. B. die King Abdullah University of Science and Technology (KAUST) in Saudi-Arabien, kooperieren mit diesem Konsortium.

Eines der Projekte beschäftigt sich mit der Simulation der CO₂-Sequestrierung, dem Verbringen von Kohlendioxid in Erdöllagerstätten, um so die Entsorgung von Kohlendioxid mit der Erdölförderung zu verbinden. In einem weiteren Projekt namens „Virtual Arabia“ soll eine virtuelle, interaktive, dreidimensionale Umgebung geschaffen werden, die es ermöglicht, sich in den geologischen Strukturen Saudi-Arabiens virtuell ober- und unterirdisch zu bewegen, sich seismische und atmosphärische Prozesse anzusehen und die Auswirkungen des Baus großer Gebäude und von Eingriffen in diese Strukturen zu studieren. Weitere Informationen: www.mac.tum.de



sich auch als Sprachrohr für besondere europäische Bedürfnisse und Gegebenheiten sowie für die Förderung der europäischen HPC-Industrie durch die Etablierung einer „European Technology Platform“ für das Höchstleistungsrechnen.

Europa hat erkannt, dass der Schritt zum Petascale-Computing mit Zigttausenden von Multicore-Prozessoren eine riesige Herausforderung nicht nur für Hardware, Software, Betrieb und Infrastruktur darstellt, sondern auch für Programmiermodelle und Algorithmen. Diese Aufgaben können nur in enger Zusammenarbeit seiner führenden Institutionen gelöst werden. Mit den jetzt genehmigten Plänen zum Ausbau zu einem europäischen Zentrum für Supercomputing ist das Leibniz-Rechenzentrum für diesen Wettbewerb sehr gut gerüstet.



Simulation der Strömung durch eine poröse Schicht, hier Asphalt. Durch moderne Simulationssoftware ist es möglich, in den Asphalt hineinzuschauen. Ein computertomografisches Verfahren bestimmt die Porenstruktur. Die Simulation verdeutlicht, wie komplex die Durchströmung einer porösen Schicht ist. Durch solche Simulationen kann man die Durchlässigkeiten ermitteln und Transportprozesse in einem porösen Medium im Detail analysieren. Derartige Prozesse werden im MAC-KAUST-Projekt „CO₂-Sequestrierung“ simuliert.

Der Autor ist ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 2008 Vorsitzender des Direktoriums des Leibniz-Rechenzentrums und o. Professor für Informatik an der TU München.

LATEIN

Die „viel ausposaunte Internationalisierung“

1949 WURDE DER THESAURUS OFFIZIELL EIN INTERNATIONALES UNTERNEHMEN. EINE GEDANKENLOSIGKEIT HÄTTE DAS BEINAHE NOCH VERHINDERT.

VON MANFRED FLIEGER

International im Thesaurus

Die Spalte 2230 des Bandes VII, 1 des Thesaurus endet mit dem Lemma *internascor*, die nächste beginnt mit *internatium*. Es findet sich also kein Eintrag im größten, vollständigen Wörterbuch des antiken Lateins für *international(is)*, dessen Ableitung aus lat. *inter* und *natio* doch ohne weiteres ersichtlich ist. Tatsächlich stammt das Wort nicht aus der Antike; nach Auskunft etymologischer Wörterbücher prägte der englische Jurist und Philosoph J. Bentham 1789 den Begriff „international“ im Zusammenhang mit dem Völkerrecht. Im 19. Jahrhundert wird er ins Deutsche übernommen, ab der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch über den politisch/recht-

lichen Bereich hinausgehend, d. h. er bezeichnet die Grenzen eines Staates/Volkes überschreitende Institutionen und dgl. (Was man im antiken Latein unter *natio* verstand, wird demnächst der entsprechende Thesaurus-Artikel erhellen.)

Dass der Thesaurus als Institution „international“ ist, wird heute als selbstverständlich angenommen und lässt sich schon rein äußerlich durch einen Rundgang in der Arbeitsstelle mit Blick auf die Namensschilder der Thesaurus-Mitarbeiter oder das Aufschlagen eines Faszikel-Umschlages ganz leicht erhärten.

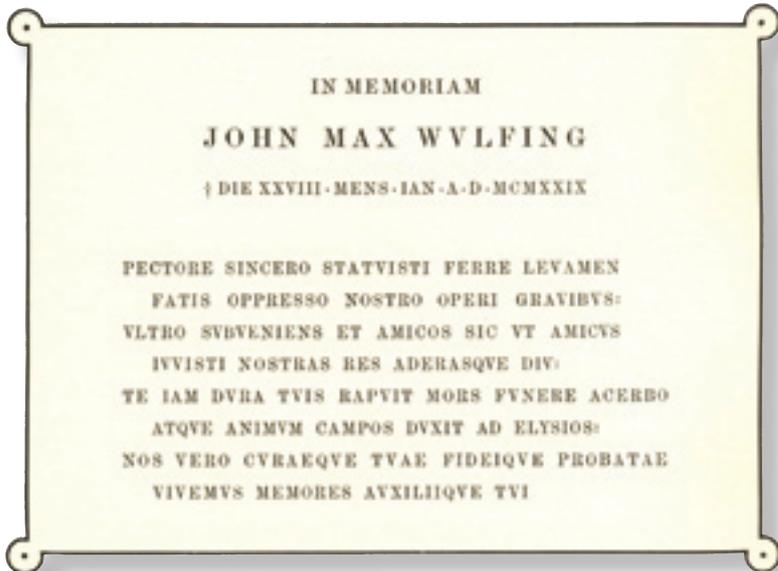
Internationale Hilfe in der Not

Gegründet wurde der Thesaurus 1893 als Gemeinschaftsunternehmen der damals im „Cartell“ organisierten fünf deutschsprachigen Akademien Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien. Das 20. Jahrhundert sollte freilich auch für den Thesaurus ein „schwieriges“ werden; „Ein schwieriges Jahrhundert“ lautet denn auch der Titel eines Aufsatzes des früheren Direktors des Thesaurus, Dietfried Krömer, zum hundertjährigen Bestehen. Der Erste Weltkrieg riss in den ersten Monaten vier Mitarbeiter in den Tod, nach seinem Ende lag der Thesaurus finanziell auf dem Boden. Aus dieser Not ergab sich

zwangsläufig die Suche nach Hilfe von außen. Bereits 1919 setzte die noch informelle Unterstützung aus dem Ausland ein, zunächst aus Schweden, es folgten 1920 die Niederlande und die USA, 1921 die Schweiz sowie Südafrika. Teilweise wurden die Beiträge durch Sammlungen unter Privatpersonen erbracht, so von 62 Personen aus der Schweiz, dem Heimatland des Thesaurus-Gründervaters Eduard Wölfflin. Diese Hilfe wurde fortgesetzt, eine eindrucksvolle Liste der Geldgeber findet sich im Anschluss an das Vorwort des Bandes VI (D). Ein Beispiel: John M. Wulfing, Geschäftsmann aus St. Louis, wurde für seine Verdienste insbesondere um den Thesaurus 1928 zum Ehrenbürger der LMU ernannt.

Von eminenter Bedeutung war die längerfristige Förderung des Unternehmens durch die Rockefeller Foundation von 1933 bis 1937, die damit einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Blütezeit des Thesaurus in den 30er Jahren leistete. Aus dieser internationalen Hilfe ergab sich zeitweise sogar ein gewisser Schutz für Mitarbeiter: Die Thesaurus-Leitung verweigerte Auskünfte über Rockefeller-Stipendiaten in einem amtlichen Fragebogen, in dem es u. a. um die „arische“ Herkunft ging. Im Protokoll der Kommissionstagung vom 9./10. Juni 1933 steht: „... die Stipendiaten der Rockefellerstiftung (Brink und Wolff) erhalten die Personalfragen nicht vorgelegt.“ Charles O. Brink (ursprünglich Karl Oskar Levy)

Nachruf und Dank in Distichen für den Förderer John M. Wulfing im D-Band des Thesaurus.



konnte bis 1938 bleiben, dann wurde er ins Exil gezwungen. Er blieb dem Thesaurus verbunden: Von 1988 bis 1994 amtierte er als Präsident der Internationalen Thesaurus-Kommission (als Delegierter der British Academy).

Neben dieser materiellen Unterstützung begann die Schweiz bereits sehr früh mit einer Praxis, die bis in die heutige Zeit (s. u.) maßgeblich die Arbeit des Instituts unterstützt, nämlich mit der Entsendung von Stipendiaten, d. h. temporären Mitarbeitern. Im Februar 1921 nahm Jakob Sulser seine Arbeit in München auf, 1928 folgte Dänemark mit der Entsendung von Franz Blatt, gefördert von der Carlsbergstiftung und dem Rask-Ørsted-Fondet.

Gleichwohl war man darauf bedacht, den Thesaurus weiterhin als deutsches Unternehmen betrachtet zu wissen. 1934 bittet die Thesaurus-Kommission die Vereinigten Deutschen Akademien, „dafür Sorge zu tragen, dass das Werk trotz seiner reichen Unterstützung durch das Ausland ein rein deutsches Unternehmen, ein Werk der deutschen Wissenschaft bleibt“. Das betont auch ein des Ungeists der Zeit gänzlich unverdächtigter Professor jüdischer Abstammung, Eduard Norden. Das Protokoll vom 1./2. April 1932 vermerkt: „Herr Norden hält es für notwendig, mit Hinblick auf die drohende Internationalisierung des Thesaurus, zur rechten Zeit die deutsche Basis zu verbreitern.“ Trotzdem musste natürlich, ausgehend von der Unterstützung finanzieller und personeller Art, die internationale Zusammenarbeit allmählich auch in institutionalisierte Bahnen kommen. Seit 1934 war der Schweizer Otto Schulthess Mitglied der Kommission (als Vertreter des Schweizerischen Altphilologenverbandes), 1936 wurde der Schwede Einar Löfstedt, 1938 der Italiener Luigi Castiglioni als Einzelmitglied kooptiert.

Selbstverständlich galt das Interesse der Wissenschaft dem Thesaurus über Ländergrenzen hinweg vom ersten Moment an, wie die im Thesaurus-Archiv erhaltene Korrespondenz zeigt. Ein Beispiel für die Wertschätzung auch über den Bereich der Wissenschaft hinaus im internationalen Rahmen: 1932 konnte der Generalredaktor berichten, dass die deutsche Regierung dem italienischen Staatschef Mussolini eine Prachtausgabe des Thesaurus als Geschenk überreicht hatte.

Die Internationale Thesaurus-Kommission

Die Katastrophe von Nazi-Herrschaft und Zweitem Weltkrieg hatte auch unter den Thesaurus-Mitarbeitern viele Opfer gefordert; immerhin konnte der materielle Bestand des Instituts (Zettelmaterial und Bibliothek) durch Auslagerung gerettet werden: Im Kloster Scheyern, wo man das Institut großzügig aufnahm, wurde die Arbeit von einem kleinen verbliebenen Teil der Mitarbeiter nahezu ununterbrochen weitergeführt.

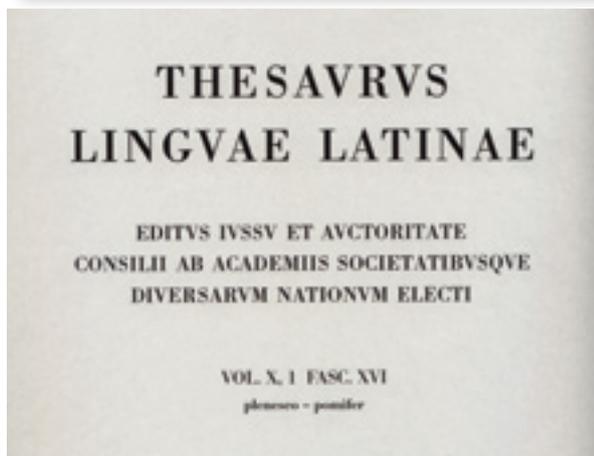
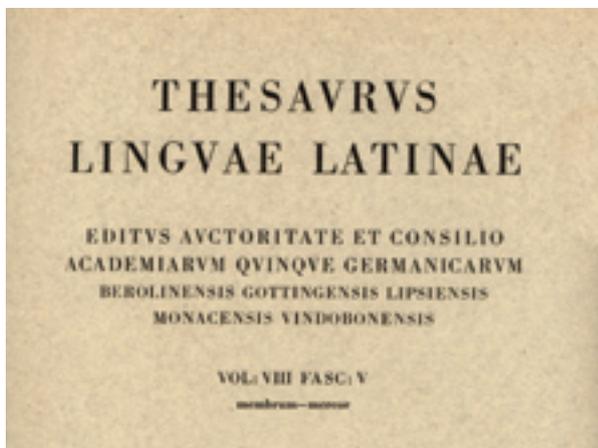
Nach Kriegsende musste freilich ein Neubeginn auf neuer Basis erfolgen. Wieder trat „das Ausland“ auf den Plan, allen voran einmal mehr die Schweiz: Manu Leumann, bereits seit 1936 als Vertreter des Schweizerischen Altphilologenverbandes Mitglied der Interakademischen Thesaurus-Kommission, wie sie sich mittlerweile nannte, koordinierte die Hilfe. Heinz Haffter, ebenfalls Schweizer und vorher schon Redaktor am Thesaurus, sondierte Anfang 1946 die Lage und wurde 1947, unterstützt auch von der American Philological Association, der British Academy und der schwedischen Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien, mit der Leitung des Thesaurus beauftragt. Ein Tagebuch seiner Reise in das zerstörte Mün-



TU

chen findet sich im Thesaurus-Archiv, ein über die engere Geschichte des Instituts hinausgehendes zeitgeschichtliches Dokument. Haffters mutige Entscheidung, sich im zusammengebrochenen Deutschland ganz in den Dienst des Thesaurus zu stellen, wäre eine eigene Darstellung wert; 1979 wurde er von der Bayerischen Akademie mit der Medaille Bene merenti in Gold ausgezeichnet. Schluss- und Höhepunkt seiner Vorarbeit, gleichzeitig Beginn einer der Zukunft zugewandten Neuorganisation des Thesaurus, stellt die Gründung der Internationalen Thesaurus-Kommission am 7. April 1949 dar (der Thesaurus hat dieses Datums 1999 in einer Feierstunde gedacht): Zur Vorbereitung dazu waren die Vertreter der USA, Großbritanniens, Schwedens, der Schweiz und Österreichs (Österreichische Akademie der Wissenschaften) vom Bayerischen Kultusministerium im Einverständnis mit der Militärregierung bereits im Oktober 1948 eingeladen worden (die Delegierten hielten während der Tagung auch Vorträge an der Münchner Universität). Dazu kamen die Vertreter der bisher beteiligten Akademien sowie die Heidelberger Akademie. Für das geplante Gründungstreffen wurde am 10. Februar 1949 beim Ministe-

Besuch in Scheyern 1952: Heinz Haffter (Mitte) und Wilhelm Ehlers mit Abt Franz Seraph Schreyer.



Das fatale Titelblatt:
Herausgeber-Angaben aus dem Jahr 1949 und von heute (unten).

rium um finanzielle Unterstützung angesucht. Ungeachtet der Frage, ob das „Kartell“ noch bestehe, betrachtete sich die Österreichische Akademie in einer Erklärung vom 11. März 1949 weiterhin „für berechtigt und verpflichtet, einen Delegierten zu entsenden“. Am 7. April erfolgte dann die formale Gründung, die Interakademische Kommission der fünf Gründungsakademien gehörte der Vergangenheit an. Bald folgten Institutionen aus Frankreich und den Niederlanden sowie die FIEC (Fédération Internationale des Associations d'Études Classiques). Die Satzung der Kommission (ihr erster Entwurf stammt von Albert Rehm, dem Delegierten der Bayerischen Akademie seit 1940) bestimmt, dass ihr angehören: „... Vertreter der deutschen Akademien, soweit diese den

Thesaurus finanziell unterstützen“ (es sind heute die acht in der Union organisierten Akademien; als ihr finanzielles Engagement wertet man die Finanzierung des Thesaurus aus dem Akademienprogramm) und „Vertreter aus denjenigen ausländischen Staaten oder internationalen Organisationen, aus denen dem Thesaurus finanzielle oder sonstige tatkräftige Unterstützung zukommt. Auf jeden Staat entfällt ein Vertreter.“ Die letzte Bestimmung führt dazu, dass im Falle Belgiens die französischsprachige und die flämische Akademie abwechselnd mit der Vertretung betraut sind.

Das fatale Titelblatt

Eine Sammlung von Zeitungsausschnitten im Archiv des Thesaurus zeigt das große Interesse der Öffentlichkeit an diesem Neuanfang des berühmten Unternehmens. So erschien in der Londoner Times am 25. Mai 1949 ein Beitrag „Latin in its Entirety. Fresh Plans to Complete a Great Enterprise“. Der anonyme „Special Correspondent“ war kein Geringerer als Eduard Fraenkel. Er war dem Thesaurus seit jeher verbunden: Kurzzeitig hatte er als Artikelverfasser mitgearbeitet (1913–1915), von 1930 bis 1933 die Göttinger Akademie in der Kommission vertreten. 1934 wurde er ins englische Exil gezwungen, bei der Gründung der Internationalen Kommission war er für die British Academy anwesend.

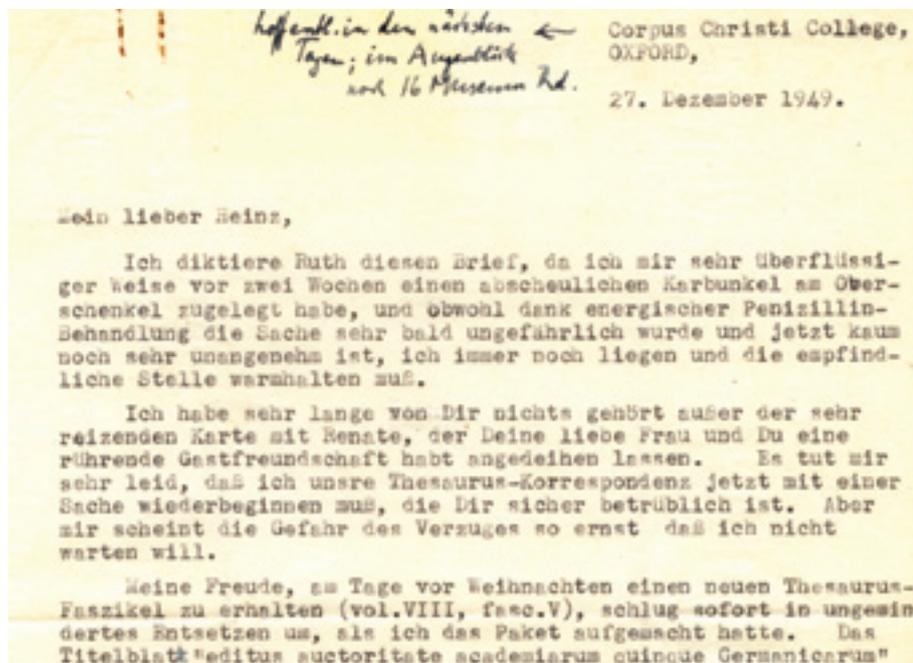
In erster Linie wartete die wissenschaftliche Welt natürlich auf den Fortgang der Publikation, den Herausgeber und Verlag unmittelbar nach dem Gründungstreffen in einem Rundbrief an die ehemaligen Bezieher des Werkes in Aussicht gestellt hatten. „Meine Freude, am Vortag vor Weihnachten einen neuen Thesaurus-Faszikel zu erhalten (vol. VIII, fasc. V), schlug sofort in ungemindertes Entsetzen um, als ich das Paket aufgemacht

hatte.“ So wiederum Fraenkel in einem Brief vom 27. Dezember 1949 aus Oxford an seinen Freund Haffter. Was war passiert? Fraenkel schreibt weiter: „Das Titelblatt ‚editus auctoritate academiarum quinque Germanicarum‘ ganz wie in guten alten Zeiten, kein Wort der Erklärung auf der Rückseite, kein eingelegter Zettel, nichts. Und dies acht Monate nach der Münchner Konferenz, in den letzten Tagen des Jahres 1949, urbi et orbi verkündend, wie wenig im Grunde hinter der viel ausposaunten Internationalisierung ist.“ Im Folgenden lässt Fraenkel seiner Wut – oder soll man es bei ihm, dem aus Deutschland Verjagten, eher Schmerz nennen? – freien Lauf: „Der schlimmste Feind des Thesaurus hätte sich nichts Besseres ausdenken können, um dem Unternehmen einen schweren Schlag zu versetzen. ... Es zeigt sich ein Mangel an Instinkt für das was die Lage erfordert, ... aber allerdings weiß ich ja, daß das Ausland immer nur dazu da ist, deutschen Unternehmungen aus dem Schlamassel zu helfen und daß man deutscherseits nicht verpflichtet ist auf Empfindlichkeiten des Auslands Rücksicht zu nehmen. ... Ich habe bei der Münchner Konferenz immer wieder mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie wichtig ein baldiges Erscheinen des neuen Titels sein würde (meine Bemühungen wurden allerdings durch Besserwisserei derer gestört, die es wichtiger fanden darüber zu diskutieren, ob *variarum nationum* oder *diversarum nationum* besser sei ...“ Auch an Leumann, seit der Gründungskonferenz Kommissionspräsident, hatte Fraenkel im Sommer 1949 in der Sache geschrieben, „aber ich habe allerdings manchmal den Verdacht, daß man in Zürich eo ipso alles besser weiß.“ Dazu kam die persönliche „Blamage: ich hätte niemals in der Times mit so ungemeinem Nachdruck die Internationalisierung verkündet, wenn mir der Gedanke gekommen

wäre, daß ich in dieser Weise Lügen gestraft werden würde.“ Fraenkel rechnete mit verheerender Wirkung im Ausland und forderte baldige Klarstellung.

In München war man offensichtlich von einem anderen Gesichtspunkt ausgegangen: Als am 14. Mai 1949 der Verlag den für druckfertig erklärten Umschlag für VIII, 5 annahmte, wurde bei Besprechungen in München am 20. und 24. Mai 1949 entschieden: Die Internationale Thesaurus-Kommission soll als Editor genannt werden „sobald seitens der Direktion des Thesaurus eine diesbezügliche Mitteilung an den Verlag ergeht. ... Für die beiden ersten Nachkriegsfaszikel ..., deren Ausarbeitung ausschliesslich vor der Konstituierung der Internationalen Thesaurus-Kommission fällt, kann ohne weiteres noch die Akademische Kommission als Herausgeber zeichnen.“ Der erste Nachkriegsfaszikel (V, 2, 11, expavesco-expono) war bereits vor der Gründungskonferenz im April fertiggestellt worden, ebenso der Umschlag-Entwurf für den M-Faszikel. Am 30. November 1949 schreibt Redaktor Wilhelm Ehlers an den Verlag: „Mit großer Genugtuung begrüßen wir das Erscheinen des Faszikels VIII 5. Leider verspätet kommt von seiten der Internationalen Thesaurus-Kommission die Anregung, die für die künftigen Faszikel vorgesehene Änderung der Herausgeberschaft schon jetzt anzukündigen. Nun soll die Auslieferung in keinem Fall aufgehalten werden.“ Da war es also schon zu spät, über die Auswirkungen im „Ausland“ hatte man sich offensichtlich keine Sorgen gemacht oder machen wollen.

Die große Katastrophe blieb aus, für 1950 kündigte Haffter den nächsten E-Faszikel an, „mit der neuen Betitelung betr. Int. Thes.-Komm. und Herausgebergesellschaften“. Seither erscheint der



Thesaurus „EDITVS IVSSV ET AVCTORITATE CONSILII AB ACADEMIIS SOCIETATIBVS-QVE DIVERSARVM NATIONVM ELECTI“, die Herausgebergesellschaften und sonstige Unterstützer werden auf der ersten Umschlaginnenseite genannt.

Heutige Zusammenarbeit

Die Kommission ist seit ihrer Gründung stetig gewachsen, den ursprünglichen Mitgliedern folgten bald Italien, Belgien und Dänemark. Später kamen hinzu Polen, Japan, seit den 1990er Jahren Finnland, Norwegen, Irland, Ungarn, Slowenien, Spanien, Kroatien, Estland, Tschechien und jüngst der Vatikan, dazu die restlichen deutschen Akademien, Mainz, Nordrhein-Westfalen und Hamburg. Heute sind es 31 Institutionen aus 23 Ländern. Alle drei Jahre trifft sich die Kommission in München, um über die Belange des Thesaurus zu befinden, in den Jahren dazwischen tagt jeweils ihr vierköpfiger Geschäftsführender Ausschuss (Präsident und Vizepräsident müssen je ein Deutscher und ein Vertreter des

Auslandes sein, ein Mitglied ist immer der Vertreter der Bayerischen Akademie der Wissenschaften). Die finanzielle Hauptlast trägt die Bayerische Akademie aus Mitteln des Akademienprogrammes, doch erfährt der Thesaurus auch erhebliche Förderung durch Zahlungen der Herausgeber-Gesellschaften.

Dazu kommen die genannten Stipendien (teilweise handelt es sich um regelrechte Delegationen im Ausland Angestellter), so aus den Niederlanden, den USA, Dänemark, Österreich, der Schweiz und Italien. Im derzeitigen Thesaurus-Team arbeiten Vertreter aus acht Ländern, das Verzeichnis aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der jetzt zur Vollendung anstehenden P-Bände nennt etliche weitere Herkunftsländer. Gäste aus aller Welt konsultieren regelmäßig Bibliothek und Archiv des Thesaurus in München, auch dies eine Facette der Internationalisierung.



Der Autor ist Geschäftsführender Sekretär der Kommission für die Herausgabe des Thesaurus linguae Latinae.

Beginn von Eduard Fraenkels Brief an Heinz Haffter vom 27. Dezember 1949.

EDITIONSARBEIT

Linz, München, Prag und andere Orte

DIE HISTORISCH-KRITISCHE AUSGABE DER WERKE UND BRIEFE ADALBERT STIFTERS: EIN DEUTSCH-ÖSTERREICHISCHES GEMEINSCHAFTSUNTERNEHMEN.

Der Innenhof des Klementinums nahe der Prager Karlsbrücke, in dem die Nationalbibliothek untergebracht ist.



WWW.XZONEMEDIA.CZ

VON JOHANNES JOHN

Im Herbst 2003 mit der nicht unbedingt unkomplizierten Textkonstituierung von Adalbert Stifters letzter Erzählung „Der fromme Spruch“ befasst, stand zuletzt eine Dienstreise nach Prag auf dem Programm, um an den Handschriften der beiden Fassungen dieses erst postum veröffentlichten Textes jene noch offenen Fragen zu beantworten, deren Klärung eben nur am Original möglich ist. Der Zeitplan des Aufenthalts zu Beginn des Oktobers war eng, aber präzise umrissen: exakt dreihundert Zweifelsfälle, für die ein Arbeitstag zur Verfügung stand, an dem die Handschriftenabteilung des Klementinum sechs Stunden geöffnet sein würde, was sich für die jeweils einzelne „Stelle“ recht einfach weiter berechnen ließ...

Den Öffnungszeiten dieser Abteilung der Národní knihovna ge-

schuldet, die nur vier Tage in der Woche geöffnet und am Freitag geschlossen war, wurde der Aufenthalt deshalb auf einen Montag terminiert, um sich die Möglichkeit einer kurzfristigen Verlängerung offenzuhalten. Da jedoch Prag über den 3. Oktober – in jenem Jahr zudem noch ein Samstag – nicht zuletzt durch deutsche Besucherströme nahezu ausgebucht war, gelang eine preisgünstige Reservierung zuletzt nur noch unter Einbeziehung des Wochenendes zuvor. Auf eine Mail ins Klementinum, ich würde wie geplant die Autographen am Montagmorgen benötigen, sei aber schon ab Donnerstagabend vor Ort, erhielt ich umgehend eine Antwort mit dem freundlichen, ja schier unglaublichen Angebot, in diesem Fall würde man mir auch am Freitag den Lesesaal aufsperrern ...

Ob derlei Entgegenkommen auch heute noch möglich wäre, steht hier nicht zur Debatte: Archiv- und Bibliotheksarbeiten führten im Rahmen der zuletzt erschienenen Bände in Linzer Archive und die Münchner Staatsbibliothek. Es wirft aber ein Licht auf die oft verschlungenen, vom politischen und zeitgeschichtlichen Hintergrund des 20. Jahrhunderts nicht zu trennenden Wege der Editions-geschichte der Historisch-Kritischen Stifter-Ausgabe(n), die – ob es sich um die Prag-Reichenberger-Ausgabe oder die seit 1986 von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Kommission für Neuere deutsche Literatur betreute

Historisch-Kritische Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters handelt – von Beginn an grenzüberschreitend tätig waren. Was mit Blick auf den Autor, dem sie gewidmet sind, nicht überraschen kann, sondern viel eher konsequent und angemessen erscheint, verkörpert dieser doch in den Stationen seines Lebens und Wirkens ein Stück mitteleuropäischer Kulturgeschichte.

Adalbert Stifter: von Oberplan über Wien nach Linz

Adalbert Stifter war ein aus dem Böhmisches stammender österreichischer Autor deutscher Zunge: Am 23. Oktober 1805 im heute tschechischen Horní Planá, dem damaligen Oberplan geboren, kam er Ende der 1820er Jahre zum Studium nach Wien. Von dort übersiedelte er 1848 nach Linz, wo er bis zu seinem Tode im Januar 1868 lebte.

Wenn sich, begründet von August Sauer, zunächst die Prager Germanistik ab 1904 um eine erste Historisch-Kritische Ausgabe dieses Schriftstellers und Malers bemühte, der seit den 50er Jahren zudem als Schulinspektor und Landeskonservator in Oberösterreich tätig war, so „verschlug“ es die Ausgabe nach dem Ende der k. k. Monarchie, der Zeit zwischen den Weltkriegen und schließlich nach 1945 über Reichenberg zuletzt nach Graz. Dort erschienen die letzten Bände der 25-bändigen Prag-Reichenberger Ausgabe, ohne dass die Edition

damit zu einem Abschluss gekommen wäre.

Als vom 30. September bis zum 4. Oktober 1968 zum 100. Todestag Stifters Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler aus mehreren Ländern zu einem internationalen Symposium im österreichischen Bad Hall zusammenkamen und dort auf Initiative des Münchner Literaturwissenschaftlers Hermann Kunisch das Projekt einer neuen Gesamtausgabe der Werke und Briefe Stifters beschlossen, so zum einen deshalb, weil die unvollständig gebliebene Prag-Reichenberger Ausgabe neueren editionswissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genügte.

Darüber hinaus hatte sich aber auch die wissenschaftlich zu erschließende Materialbasis unmittelbar zuvor nochmals entscheidend erweitert, war doch ein aus dem Nachlass Salaman Schockens stammendes umfangreiches Konvolut von Stifter-Manuskripten – vor allem zu den „Studien“, den „Bunten Steinen“ und dem „Nachsommer“ – im November 1964 in Hamburg zur Versteigerung gekommen. Wenn es neben dem Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich in Linz dort vor allem der Bayerischen Staatsbibliothek gelang, umfangreiche Teile dieser wertvollen Autographen zu erwerben, hatte sich die bayerische Landeshauptstadt damit neben Prag, Linz, Wien und auch Genf (wo in der Sammlung Bodmer die Handschriften zum „Witiko“ liegen) als wichtige Dependence der Stifter-Forschung etabliert.

Die Historisch-Kritische Stifter-Ausgabe in München

Es war deshalb nur konsequent, dass die Redaktion der neu zu konzipierenden Historisch-Kritischen Stifter-Ausgabe dann in München, und hier zunächst in einer Forschungsstelle bei der Bayerischen

Staatsbibliothek, angesiedelt wurde. Subventioniert durch das österreichische Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus sowie die Oberösterreichische Landesregierung, war die Edition also von Beginn an ein länderübergreifendes österreichisch-deutsches Gemeinschaftsunternehmen, was sich nicht zuletzt auch in der Hauptverlagserschaft widerspiegelt, die seit 1971 in den Händen von Alfred Doppler (Innsbruck) und Wolfgang Frühwald (seit 1976 in der Nachfolge von Hermann Kunisch) lag, der im Frühjahr 2000 durch Hartmut Laufhütte (Passau) abgelöst wurde. In der Folge durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert, wurde die Ausgabe schließlich 1986 in das Akademienprogramm des Bundes und der Länder aufgenommen und seither durch die Bayerische Akademie der Wissenschaften betreut und herausgegeben. Zwischenzeitlich durch die Thyssen-Stiftung unterstützt, wird das Projekt seit 2006 vom Freistaat Bayern getragen und erhält zudem jährliche Zuschüsse des Landes Oberösterreich wie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Über diese Subventionen bzw. die in vier Staaten archivierten Handschriftenbestände hinaus dokumentiert aber vor allem das Gremium der Bearbeiter und Bandherausgeber die Internationalität der Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters, die – in aller Regel eingebunden in universitäre Forschung und Lehre – in Innsbruck, Salzburg, Wien, Linz, Passau und München tätig sind und bislang insgesamt 28 (von voraussichtlich 42) Bände vorlegen konnten. Hinzukommt als weiterer Aspekt dieser grenzübergreifenden Verflechtung und Vernetzung, dass die meisten der Bandherausgeber ordentliche oder korrespondierende

Mitglieder des Adalbert-Stifter-Instituts in Linz sind und so wesentlich in Konzeption und Planung der von dort ausgehenden Aktivitäten – etwa zum Stifter-Jubiläumsjahr 2005 – eingebunden sind. Eine vergleichbare Kooperation besteht auf institutioneller Basis auch längst zwischen dem Adalbert-Stifter-Institut und der Bayerischen Staatsbibliothek, wenn beispielsweise beim Erwerb der nicht gerade billig gehandelten Stifter-Autographen an die Stelle zu erwartender Konkurrenz nunmehr vorgängige Abstimmung und Koordination getreten sind – dies möglicherweise nicht unbedingt zur Freude der Auktionshäuser ...

Enge Kooperationen

Die hier skizzierte Konstruktion, die Universität und wissenschaftliche Akademie in Person der am Projekt beteiligten editionsphilologischen Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler eng miteinander verbindet, führt zugleich ein zuweilen noch immer gepflegtes Klischee nachdrücklich ad absurdum: Jene ebenso schematische wie stereotype Zweiteilung – hier bedächtiges, gewissermaßen in klösterlicher Weltabgeschieden-

Das ehemalige Wohnhaus Adalbert Stifters in Linz, seit 1957 Sitz des Adalbert-Stifter-Instituts.



heit betriebenes Edieren in oft belächelter Sorgfalt oder Pedanterie, dort lebhaftes Interpretieren im engagierten Meinungs- und Methodenstreit der scientific community – ist nämlich längst hin-fällig, falls es sie so wirklich je gegeben haben sollte. Nicht nur, dass historisch-kritische Editionen – auch mit Blick auf den philologischen wie finanziellen Aufwand – mit Recht in Anspruch nehmen dürfen, durch ihre Grundlagenforschungen überhaupt die Textbasis zu schaffen, auf der angemessene Wertungen erst möglich werden: Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Historisch-Kritischen Stifter-Ausgabe nehmen an dieser stets neu zu leistenden Tradierung „ihres Autors“ von Beginn an auf vielfältige Weise Anteil, womit eben nicht nur die Vermittlung in der universitären Lehre gemeint ist.

Denn wie nur wenigen Autoren des 19. Jahrhunderts ist Adalbert Stifter gerade in den drei zurückliegenden Jahrzehnten die Ehre einer Fülle internationaler Konferenzen und Symposien zuteilgeworden, die nun ihrerseits den Resonanz- und Rezeptionsraum weit über den deutschen Sprachraum hinaus erweitert haben. Die Mitarbeiter der Historisch-Kritischen Ausgabe haben dazu nach Kräften beigetragen: So war der Redaktor der Ausgabe im letzten Jahrzehnt u. a. zu Vorträgen und Referaten nach Mailand, Innsbruck, London, Bern, Den Haag, Wien, Bayreuth, Aachen, Gmunden, Opole, Prag, Weimar, Salzburg und Zürich eingeladen. Dabei bilden gerade diese Tagungen den Ort, eben nicht nur aus der editionsphilologischen Werkstatt zu berichten, sondern sich im methodisch reflektierten Schritt vom Befund zur Deutung, von der Edition zur Interpretation am Prozess literarischer Wertung und Meinungsbildung zu beteiligen, wodurch die auf der Basis oft mühseliger Detailarbeit erworbenen Spezialkenntnisse in

den wissenschaftlichen Diskurs ein- und zurückfließen.

Diesem Ziel dienen auch jene Symposien, die sich unter thematischen Schwerpunkten an die alljährlich im Oktober stattfindende Arbeitskonferenz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Historisch-Kritischen Stifter-Ausgabe anschließen und sich etwa den Themen „ Fassungen – Fragmente – Vollendungen in der Literatur von Adalbert Stifter bis Franz Kafka“ (Linz, 1996), „Textgenese und Interpretation“ (Salzburg, 1997), „Autorschaft und Autorisation“ (München, 1998), „Edition, Rezeption und Kommentierung von Briefen“ (Innsbruck, 1999), „Edition und Kommentierung von Briefen“ (München, 2000), „Natur bei Stifter, Lenau, Keller und Droste-Hülshoff“ (Linz, 2001) oder „Schule und Universität im Blickfeld Stifters“ (Passau, 2002) widmeten. Der Vorbereitung des „Stifter-Jahres 2005“, in dem sich dessen Geburtstag zum 200. Male jährte, diente die mehrtägige, im Herbst 2003 in Linz-St. Magdalena veranstaltete Konferenz „Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik“, deren Tagungsband in „Akademie Aktuell“ 3/2007 vorgestellt wurde.

Zu diesem Kongress übrigens wurden – als ein letztes Beispiel internationaler Kooperation – mit Karl Wagner und Werner Michler auch zwei Wiener Germanisten eingeladen, die im selben Jahr den Briefwechsel zwischen Peter Rosegger und Gustav Heckenast – der seit den 40er Jahren auch Stifters Verleger gewesen war – (mit)ediert und mustergültig kommentiert hatten. Beide konnten dort als Herausgeber für den ersten Band der Briefausgabe gewonnen werden, die Stifters Korrespondenz seiner Wiener Zeit bis 1848 versammelt. Das Editorenkollegium ergänzt Hermann Blume, der an

der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in die Edition der Werke Ernst von Feuchterslebens (1765–1834), einem einflussreichen (Wiener) Zeitgenossen Stifters, eingebunden ist. Womit es nicht nur gelang, auch „Wien“ in die Stifter-Ausgabe einzubeziehen, sondern vor allem das von den dortigen Kollegen in anderen Projekten bereits erarbeitete Fachwissen auch der Historisch-Kritischen Stifter-Ausgabe zugutekommen zu lassen: Eine ebenso erfreuliche wie arbeitsökonomisch sinnvolle Zusammenarbeit, die heutige Terminologie wohl als „Synergieeffekt“ bezeichnen würde.

Akademien als Foren des wissenschaftlichen Diskurses

Die an wissenschaftlichen Akademien angesiedelten editorischen Langzeitprojekte erweisen sich über ihre eigentliche Aufgabenstellung hinaus somit als wichtige, ja unverzichtbare Drehscheiben und Foren des internationalen wissenschaftlichen Diskurses: Mit Blick auf die von Beginn an verlässliche und reibungslos funktionierende Zusammenarbeit bleibt für die Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters dabei nicht ohne Stolz festzuhalten, dass der Ruf nach länderübergreifender Kooperation und Vernetzung hier keiner Postulate oder wie auch immer gearteter (Exzellenz)Initiativen bedarf, sondern – abseits aller Trends und Moden – seit mehr als drei Jahrzehnten beharrlich praktizierter wissenschaftlicher Alltag ist.



Der Autor ist wissenschaftlicher Redaktor der Historisch-Kritischen Stifter-Ausgabe der Kommission für Neuere deutsche Literatur.

Korrektur

In „Akademie Aktuell“ 2/2009 sind im Beitrag „Sprache und Literatur im Blick der Forschung“ zwei Fehler zur Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters enthalten: Das Adalbert-Stifter-Institut in Linz unterstützt die Ausgabe zwar finanziell, deren „Betreuung“ obliegt aber allein der Kommission für Neuere deutsche Literatur der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Noch wichtiger ist die Feststellung, dass die Historisch-Kritische Stifter-Ausgabe eben *nicht* – wie andere Editionen – „das für das Verständnis der Werke notwendige Material“ auswählt, sondern dieses in ihren Text- und Apparatabänden vollständig und lückenlos – bis hin zum letzten korrigierten oder revidierten Buchstaben und Satzzeichen – erfasst und dokumentiert.



LANDESGESCHICHTE

Der Historische Atlas von Bayern – Teil Innviertel

EIN INTERNATIONALES PROJEKT IM
RAHMEN LANDESGESCHICHTLICHER FORSCHUNG.

VON
LUDWIG HOLZFURTNER

Landesgeschichte ist, so lautet die landläufige und weithin ja auch zutreffende Auffassung, nur in Ausnahmefällen grenzüberschreitend oder gar „international“. Ausnahmen gibt es – von den innerdeutschen Landesgrenzen abgesehen – nur in den Regionen, wo moderne Staatsgrenzen historische Räume durchschneiden wie zum Beispiel an der belgisch-niederländischen Grenze oder am Oberrhein; oft genug aber bleiben die Grenzregionen gerade ihrer wechselnden Zugehörigkeiten wegen auch die Stiefkinder landesgeschichtlicher Forschung.

Bayern, Österreich und das Innviertel

Einen solchen Fall hat auch die bayerische Geschichte anzubieten, ist diese doch für weit mehr als ein halbes Jahrtausend mit der Geschichte Österreichs praktisch identisch, weil das Nachbarland erst 1156 als ein eigener politischer Körper ins Leben gerufen wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt gibt es auch keine Kompetenzfragen zwischen der bayerischen und der österreichischen Geschichtsforschung zu erörtern, danach freilich gehen beide Teile eigene Wege; es handelt sich um zwei eigenständige Forschungsfelder, die mit jeweils eigenen Methoden bearbeitet wurden. Mit der Abtrennung des Herzogtums Österreich 1156 waren

die territorialen Verschiebungen zwischen den beiden Staaten allerdings noch nicht zum Ende gekommen: So musste das Herzogtum Bayern 1506 als Preis für die Hilfe Kaiser Maximilians im Landshuter Erbfolgekrieg die Ämter Kitzbühel, Rattenberg und Kufstein abtreten, und 1779 mussten nach dem bayerischen Erbfolgekrieg die Ämter Ried, Schärding, Braunau, Mauerkirchen, Wildshut, Mattighofen und Friedberg an Österreich übergeben werden. Dieses Gebiet, östlich des Inns zwischen Burghausen und Passau gelegen, stellt einen zusammenhängenden Komplex dar, war unter dem Begriff „Innbayern“ Teil des kurbayerischen Rentamts Burghausen und wurde unter dem Namen „Innviertel“ ein Teil des „Erzherzogtums Österreich ob der Enns“, heute des Bundeslandes Oberösterreich; der moderne Verwaltungsbegriff lautet „Innkreis“.

Für die landesgeschichtliche Forschung schied dieses Innviertel, wie es auch im modernen bayerischen Sprachgebrauch heißt, als Forschungsfeld damit zunächst aus. Als zu Beginn der 1950er die Kommission für bayerische Landesgeschichte mit der Durchführung des Projekts einer historisch-statistischen Gesamterfassung des modernen bayerischen Staatsgebiets begann, die in der Fachwelt unter dem Namen „Historischer Atlas von Bayern“ bekannt ist, wurden daher die Landgerichte des Innviertels nicht in das Programm aufgenommen; als Bearbeitungsraum wurde

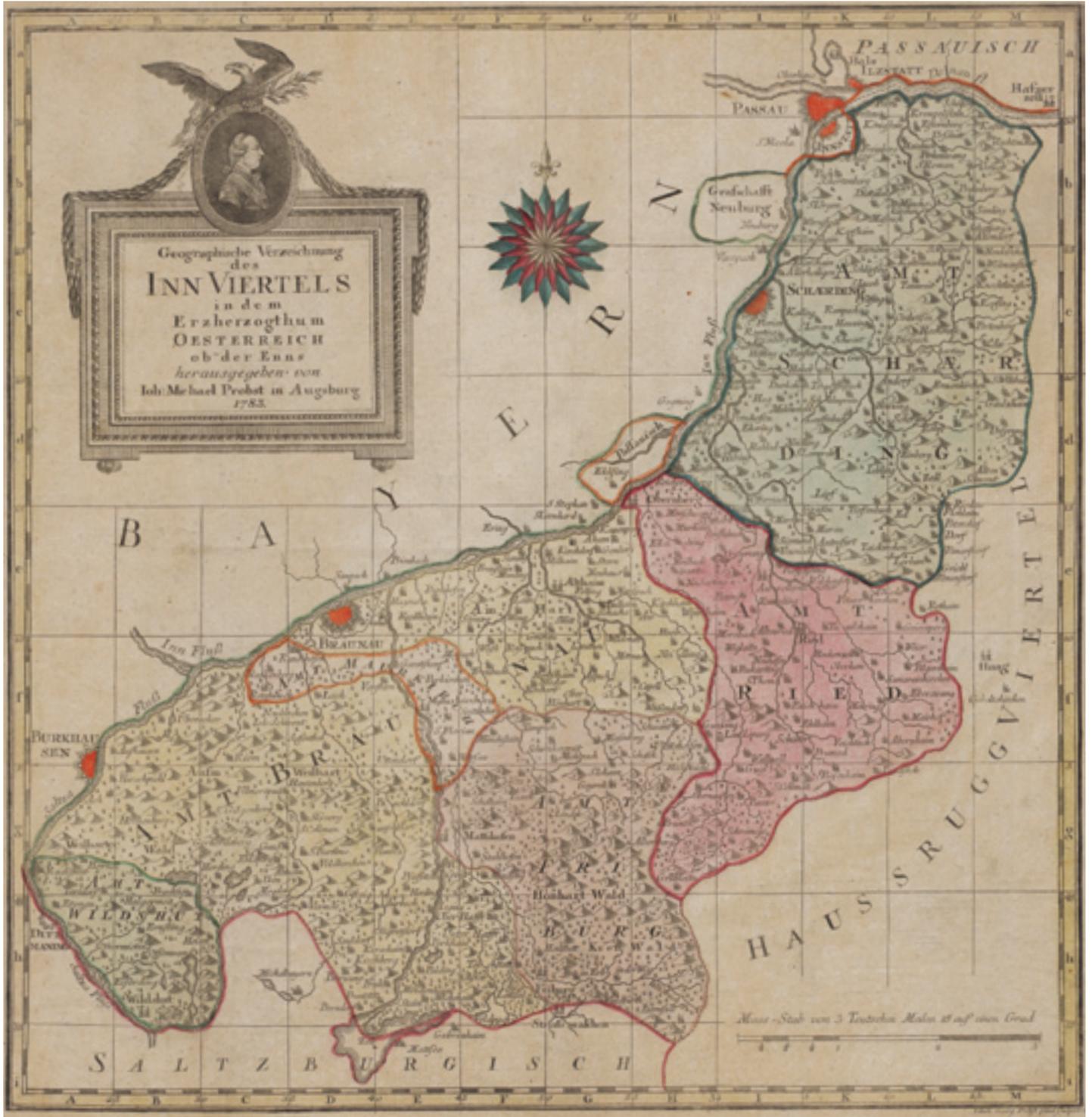
das bayerische Staatsgebiet zum Zeitpunkt des Bearbeitungsbeginns festgelegt, also einschließlich der mit Coburg 1921 und Ostheim vor der Rhön 1945 dazugewonnenen und abzüglich des 1866 abgetretenen Orb. Bezüglich des Innviertels gab es zwar durchaus Überlegungen, es wurde aber durch einen Beschluss der Vollversammlung der Kommission für bayerische Landesgeschichte ausdrücklich von der Bearbeitung ausgenommen.

Das Großprojekt ICARUS

Dass sich dieser Sachverhalt nun indessen völlig anders darstellt, hat einen eigenen und bis in die letzten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts kaum zu erwartenden Grund. Die modernen Methoden der Datenerfassung und -verarbeitung ermöglichen den Austausch und die digitale Publikation umfangreicher Archivbestände. Im Rahmen des Großprojekts „International Center for Archival Research“, kurz ICARUS (www.icar-us.eu/) werden zahlreiche historische Quellen digital erfasst und im Internet nutzbar gemacht, unter anderem große Bestände an Klosterurkunden (www.monasterium.net/), aber auch Kirchen- und Matrikelbücher. Die Unternehmungen werden finanziell von den durchführenden Institutionen und der Europäischen Union anteilig getragen.

Synergieeffekte

In einem weiteren Teilbereich berührt das Digitalisierungsprojekt



OBERÖSTERREICHISCHES LANDESARCHIV

Karte des Innviertels aus dem Jahre 1783, zu diesem Zeitpunkt drei Jahre unter österreichischer Herrschaft.

auch die bayerische und die oberösterreichische Landesgeschichtsforschung. Diese war speziell im Grenzbereich am Unterlauf des Inns mit einem Problem behaftet: Bei der Abtretung der sieben Landgerichte wurden die betreffenden Archivbestände nicht an das Land ob der Enns übergeben. Die meisten Aktenbestände lagen im Archiv des Rentamts, der Mittelbehörde zwischen den Landge-

richten und der Zentralbehörde in der Residenzstadt. Sie verblieben 1779 in Burghausen und kamen bei der Auflösung der Behörde in das Reichsarchiv nach München, das heutige Hauptstaatsarchiv. Für das Oberösterreichische Landesarchiv ergibt sich daraus eine schmerzliche Überlieferungslücke; es fehlen praktisch alle Archivalien zur Verwaltung der landesfürstlichen Urbare, der Finanzverwaltung und

der unmittelbar durch das Rentamt zu behandelnden Gerichtsfälle bis zur Übergabe des Innviertels an Österreich. Die landes- und heimatgeschichtliche Erforschung des Innviertels kann auf archivalischer Basis bislang also nur im Hauptstaatsarchiv in München betrieben werden. Ganz ähnlich ist die Sachlage auf der Ebene der Diözesanarchive St. Pölten und Passau; ihre Beteiligung an

dem Projekt ergab sich daraus nur folgerichtig.

Im Projekt „Net.Archiv“ werden nun die das Innviertel betreffenden Urkunden- und Aktenbestände im Bayerischen Hauptstaatsarchiv digital erfasst und die Daten dem Oberösterreichischen Landesarchiv zur Verfügung gestellt. Bei dem beträchtlichen Umfang derselben kann die Erfassung aber nicht pauschal erfolgen; eine gründliche vorausgehende Sichtung und Selektierung nach inhaltlichem Gewicht und wissenschaftlicher Aussagekraft ist erforderlich.

Und hier beginnt die Arbeit der Kommission für bayerische Landesgeschichte. Die Sichtung und Auswahl der Quellen ist eine der wesentlichen Vorarbeiten an den Bänden zum „Historischen Atlas von Bayern“; der Kommission steht daher ein großes Potential an wissenschaftlichem Knowhow und Erfahrungen zur Verfügung. Es lag also nahe, die Quellenbestände der Gerichte des Innviertels nach den Vorgaben des „Historischen Atlas von Bayern“ zu erfassen und für die Digitalisierung auszuwählen, sie danach jedoch auch gleich nach dessen Methoden auszuwerten. Hieraus ergibt sich der Synergieeffekt, dass sich die beteiligten Archivverwaltungen nicht selbst um die Auswahl der Quellen bemühen müssen und sich zugleich Wissenschaftler in die Quellenbestände einarbeiten können, die sie ohnehin auswerten sollen.

Ein neuer Teil des „Historischen Atlas von Bayern“

Die Chance, auf diese Weise sowohl die Reihe des „Historischen Atlas“ um ein bis 1779 bayerisches Territorium zu erweitern – was zum Verständnis der Bände, welche die westlich des Inns liegenden Landgerichte zum Gegenstand haben, durchaus einiges beiträgt –

als auch der oberösterreichischen Landesgeschichtsforschung zuzuarbeiten, war zu groß, um sich an den früheren Beschluss zu klammern, zumal die großzügige Förderung durch Mittel der EU Möglichkeiten eröffnet, die sich im Tagesgeschäft der Kommission sonst nicht bieten würden. Die notwendigen Schritte zur Intensivierung der Zusammenarbeit waren schnell getan; erste Besprechungen fanden im Lauf des Jahres 2008 in Linz und in München statt. Die traditionell guten Kontakte zwischen der Generaldirektion der staatlichen Archive Bayerns und der Kommission für bayerische Landesgeschichte erwiesen sich als sehr hilfreich. Und ungewöhnlich schnell konnte auch die Umsetzung beginnen: Inzwischen sind die drei größten Landgerichte des Innviertels, Schärding, Braunau und Ried, in Bearbeitung. Zwei Bearbeiter werden vom Oberösterreichischen Landesarchiv gestellt und finanziert, einen dritten aus der Münchner Historikerschule stellt die Kommission. Die Aufnahme der Bearbeitung weiterer Bände wird derzeit geprüft.

Die Kommission übernimmt zudem die wissenschaftliche Leitung der Atlas-Arbeiten, für die sie Mitarbeiter mit jahrzehntelanger Erfahrung einsetzen kann, und die Koordination. In regelmäßigen Sitzungen – teilweise in München, teils in Linz und Passau – tauschen die Bearbeiter sechsmal im Jahr mit der Leitung ihre Probleme aus und erörtern das weitere Vorgehen. Zu einigen Besprechungen werden auch Fachleute für einzelne Teilbereiche der Atlas-Arbeit eingeladen. Die Kommission wird nicht zuletzt die Publikation der neuen Bände betreuen und finanzieren.

Auch wenn das Innviertel fraglos zu Altbayern zu zählen ist, kann den Atlas-Bänden zum Innviertel das Schema der altbayerischen Bände nicht vollständig unterlegt werden.

Dies ist nur bis zur Hauptstatistik, also der Gesamterfassung der Herrschaftsstruktur in den Jahren um 1760 möglich; bis dahin ist die Verwaltungssituation und dementsprechend die Quellenlage mit der Kurbayerns identisch. Die Geschichte des Innviertels nach 1779 erfordert jedoch eine gebührende Berücksichtigung. So wird neben der für den gesamten altbayerischen Teil des Atlas grundlegenden Statistik auf der Basis der kurbayerischen Hofanlagsbuchhaltung eine zweite statistische Darstellung erfolgen, die mit Hilfe der josephinischen Landesbeschreibung nach 1780 erstellt wird; und vor allem die Behördengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts wird naturgemäß in ihrer Darstellung von den das Königreich Bayern betreffenden Bänden abweichen müssen. Der Historische Atlas des Innviertels wird daher als eigener Teil der Forschungsreihe erscheinen; neben den bisher verfolgten Reihen Altbayern – das heißt Ober- und Niederbayern sowie die Oberpfalz –, Franken und Schwaben werden die Bände unter einem eigenen Namen firmieren: „Historischer Atlas von Bayern, Reihe I, Teil Innviertel.“ Mit praktisch identischem Inhalt, aber unter eigener, noch nicht festgelegter Titelgebung, wird der Atlas auch unter dem Schirm des Oberösterreichischen Landesarchiv vertrieben.

Territoriale Abtretungen waren einst unfreundliche Akte einer stärkeren Macht gegenüber einer schwächeren, eines Siegers gegenüber einem Verlierer. Heute muss man sich nicht mehr unbedingt den Fragen nach Recht und Schuld widmen; meist hat die Geschichte die Narben längst geglättet. Geblieben ist ein gemeinsames Erbe zweier Staaten, um das sie sich wissenschaftlich bemühen sollten; die europäische Einigung gibt hierzu nicht nur die Chance, sie stellt geradezu eine Verpflichtung dar.



Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und apl. Professor für bayerische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.



PHILOSOPHIE

Fichte für die Welt

DIE INTERNATIONALEN BEZIEHUNGEN DER FICHTE-GESAMTAUSGABE.

VON ERICH FUCHS

Bis heute trägt der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) unter einseitig Interessierten oder ungenügend Unterrichteten das Etikett eines deutschtümelnden, chauvinistischen Nationalisten. Die seit dem Erscheinen der Akademieausgabe aufsprießende Forschung hat diese These längst entsorgt. Man weiß heute, dass Fichtes Patriotismus sich sehr wohl mit einer kosmopolitischen Einstellung verträgt.

Hätte sonst die Fichte-Edition einen so anregenden Impuls in die internationale Wissenschaftslandschaft werfen können? Auch dieses Verdienst kommt neben der grundlegenden Leistung für den Aufbau der ganzen Edition dem Initiator und Leiter der Fichte-Ausgabe, Reinhard Lauth (1919–2007), zu. Sein Blick ging um 1955 über die nächstliegende, die innerdeutsche Grenze nach Ost-Berlin in die DDR – dies natürlich auch notgedrungen, denn der überwiegende Teil des Fichte-Nachlasses befand sich in der Deutschen Staatsbibliothek „Unter den Linden“. Lauth brachte im sog. Kalten Krieg das Kunststück zu Wege, dieses „deutsch-deutsche“ Projekt in Gang zu setzen, ohne in die Mühlen der hohen Politik zu geraten. Die Deutsche Akademie der Wissenschaften und die Staatsbibliothek stellten ihre Fichte-Manuskripte in Filmkopien zur Verfügung. Ins Jahr 1958 kann man den Beginn der intensiven Arbeiten setzen, und 1962 kam der erste Band heraus; er enthielt die ersten bisher unveröffentlichten Nachlassstücke.

Frühe Kontakte nach Italien und Frankreich

Bald nach Erscheinen der ersten Bände gingen Briefe an die beiden bekanntesten Fichte-Spezialisten des Auslandes. Seinen persönlichen Vorlieben für Frankreich und Italien entsprechend wandte Lauth seinen Blick zuerst dorthin. Der italienische Meister in der Kenntnis des „Deutschen Idealismus“ Luigi Pareyson (1918–1991) in Turin kam Lauth allerdings zuvor. Er gratulierte am 16. Juli 1963 zum Erscheinen der „bellissima nuova edizione delle opere di Fichte“ und als „un veterano di studi fichtiani“ fühlte er sich autorisiert, seine lebhafteste Zustimmung kundzutun. Zum Schluss hofft Pareyson auf künftige Kontakte. Lauth übersandte gleich ein Exemplar des ersten Bandes und äußerte (2. Sept. 1963) als „unser großes Interesse“, „nunmehr eine Verbindung zu den verschiedenen Fichte-Forschern und unter ihnen herzustellen. Wir möchten den Austausch von Studienergebnissen erleichtern. Wenn möglich sollten wir zu einer Absprache über die zunächst vorzunehmenden Fichte-Arbeiten kommen. Besonders dringlich erscheint uns die Frage der Übersetzung von Fichte-Texten. Bisher gibt es eine Gruppe von Fichte-Forschern ausser in Deutschland: in Frankreich (meist Schüler von M. Gueroult), Spanien (einschl. der spanisch sprechenden Welt) und Italien. Mit den spanisch sprechenden Herren [aus Mexiko, Venezuela und Spanien] ist ein Übersetzungsprogramm bereits abgesprochen. ... Das mindeste, was realisiert werden sollte, wäre eine regelmäßige Kommunikation



Fichte in Asien: die chinesische (links) und die japanische Fichte-Ausgabe.

zwischen Ihnen und uns. Als Fernziel schwebt uns ein internationaler Fichte-Kongreß vor, auf dem einmal die gegenwärtigen Richtungen der Fichte-Interpretation zu Worte kämen und über den Stand der philologischen Arbeiten in Wort und Anschauungsmaterial berichtet werden könnte.“ Der Beginn einer lebenslangen Bekanntschaft war gemacht, die bald in Freundschaft mit engem geistigen Austausch überging.

An den Nestor der französischen Fichte-Forschung Martial Gueroult (1891–1976) übersandte Lauth am 2. Juni 1964 „ein Exemplar [des eben erschienenen Bandes I,1] zum Zeichen meiner Verehrung für Sie“ und schrieb: „Ich wäre erfreut und dankbar, wenn wir von nun an stän-



digen Kontakt halten und in unseren Anstrengungen für die Transzendentalphilosophie gemeinsam wirken könnten.“ Am 18. Juni 1968 baten die beiden Herausgeber der Ausgabe Martial Gueroult, Mitglied der Kommission für die Herausgabe

November sandte Lauth an Gueroult die Nachricht von seiner Aufnahme in die Kommission.

Auch Luigi Pareyson wurde (im Jahr 1970) Mitglied der Fichte-Kommission. Mit dem Leiter des „Archives de Philosophie“, Marcel Régnier, und dem – ich möchte sagen – Universalgelehrten in Sachen „Deutscher Idealismus“ Xavier Tilliette, hatte Lauth sehr bald engere Bande geknüpft, die auch für die kommentierende Arbeit innerhalb der Edition sehr ersprießlich wurden. (Auch der Schreiber dieser Zeilen hat in seiner Arbeit an „Fichte im Gespräch“ viel Hilfe von Xavier Tilliette erfahren.) Mit Alexis Philonenko (Professor in Rouen und Genf), der eine Generation jüngerer Gelehrter französischer Zunge geprägt hat, ergab sich eine langjährige Zusammenarbeit. Frankreich war in den ersten Jahren der Editionsarbeit das Land, in dessen philosophischen Wäldern die Fichte am besten gedieh.

Reinhard Lauth richtete seinen Blick aber nicht nur ins südliche und westliche Europa; ihm lag auch die geistige Verbindung nach Osteuropa am Herzen. Als Dostojewski-Fachmann gab er immer wieder Beweise seiner Kenntnisse der russischen Geistesgeschichte. Und über seine Verbindung zu Manfred Buhr, dem Leiter der philosophischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin, knüpfte er Kontakte nach Russland. Arsenij Gulyga (Akademie der Wissenschaften der UdSSR) vermittelte uns den Zugang zum „Archiv der Alten Akten“ in Moskau, wo uns die Geschwister Nina und Jurij Gromyko erfolgreich unterstützten. Gegenseitige Besuche und vor allem elementare philosophische Diskussionen folgten in den nächsten Jahren.

Über die Fäden der Humboldt-Stiftung wurden so manche später bekannte Forscher ins „Fichte-Zentrum“ nach München gezogen.

Auch Marek Siemek (Warschau) fand so den Weg zu vertiefter Fichte-Arbeit, und der Kontakt ist über viele Jahre hinweg nicht abgerissen.

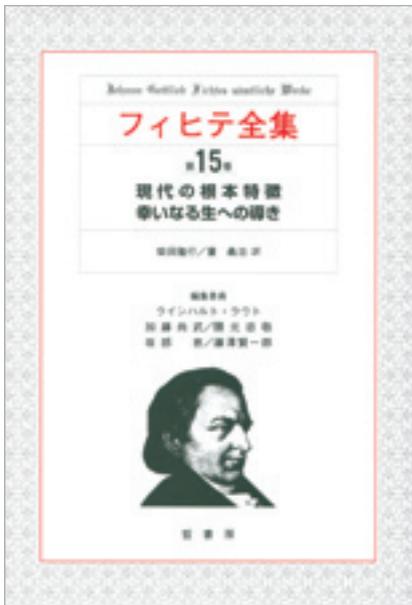
Nach dem Tod Luigi Pareysons (1991) konnte Lauth bald Claudio Cesa (Professor an der Scuola Normale superiore in Pisa) als Mitglied der Kommission gewinnen und so die Verbindung zu den Spitzen der Fichte-Forschung in Italien aufrechterhalten. Italien hatte inzwischen Frankreich als Tabellenführer in der Serie A der Fichteantiä abgelöst. Über Jahre hinweg blüht schon, unterstützt von Humboldt-Stiftung und DAAD, der Austausch mit jüngeren „Fichteaneern“ aus Italien, und einige haben inzwischen an den letzten Bänden der Ausgabe mitgearbeitet.

Aber auch aus vielen anderen Ländern – dies belegt die Korrespondenz der Ausgabe der ersten Jahre – suchten Philosophiestudenten oder -dozenten bei der Edition letztes Rüstzeug für ihre Arbeiten und Publikationen: Ägypten, Belgien, Brasilien, Bulgarien, Israel, Kanada, Mexiko, Österreich, Schweiz, Spanien, Syrien, Tschechien, USA und Vietnam.

Erste Fichte-Tagungen

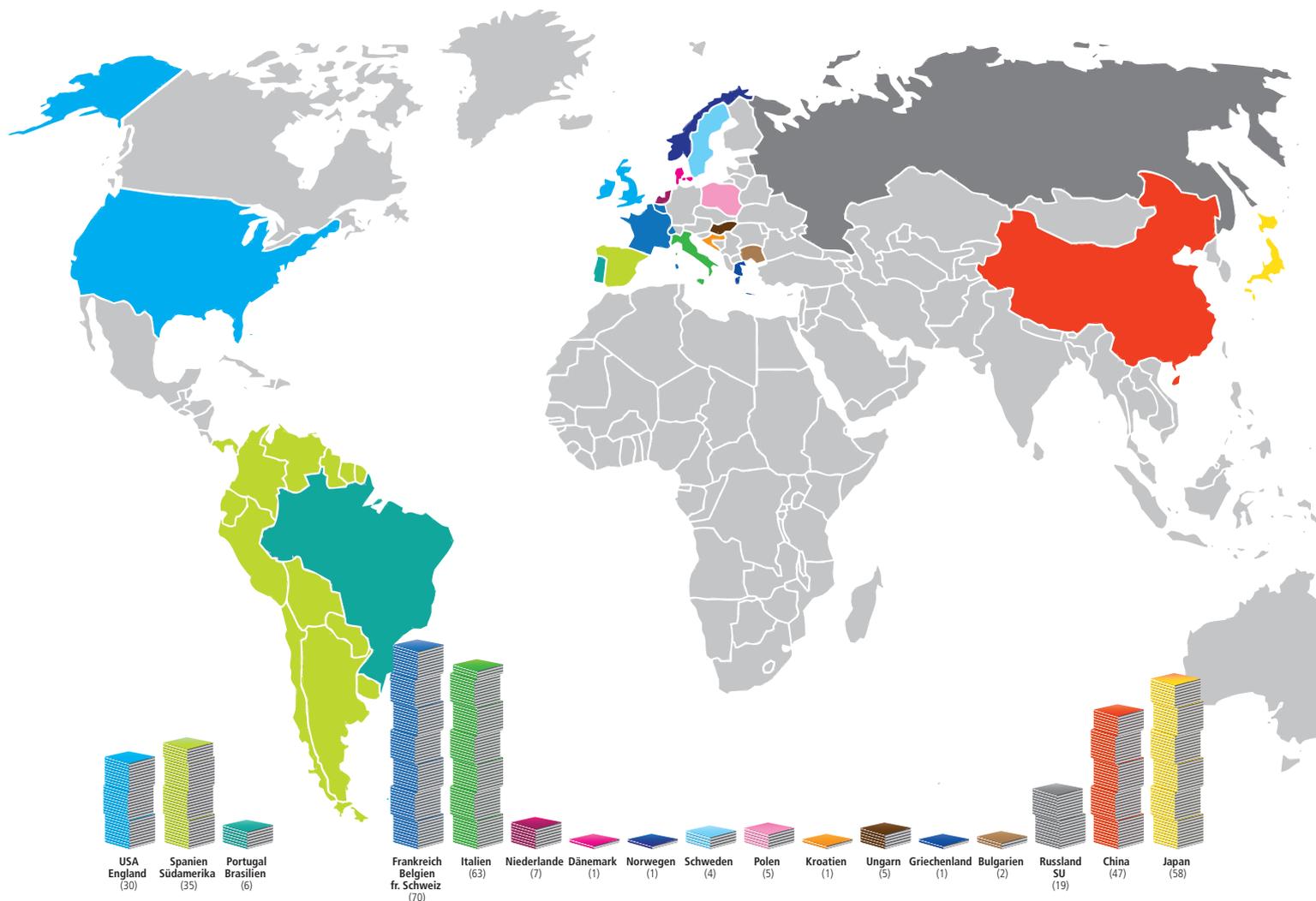
Der Plan einer internationalen Fichte-Tagung aus dem Jahre 1963 wurde erstmals im August 1977 verwirklicht. Im Stift Zwettl in Niederösterreich hörten 52 Teilnehmer aus der BRD, der DDR, England, Frankreich, Japan, Kanada, Norwegen, Österreich, Polen und den USA 40 Vorträge. (Tagungsband: Der transzendente Gedanke. Hrsg. Klaus Hammacher, Hamburg, Felix Meiner Verlag, 1981.)

Dieser Tagung folgte – erneut von München aus organisiert – eine zweite internationale Fichte-Tagung im August 1987 in Deutschlandsberg in der Steiermark mit 33 Vorträgen



BEIDE ABB.: FICHTE-KOMMISSION

des Fichte-Nachlasses zu werden: „Die Bayer. Akademie der Wissenschaften wünscht eine Ausweitung ihrer Kommissionen in der Richtung einer gewissen Internationalisierung ihrer Forschungsarbeit. Die Fichte-Kommission hat sogleich an Sie als den hervorragendsten ausländischen Fachmann in Fichte-Fragen gedacht. Ihr Beitritt zur Kommission würde für uns eine große Ehre sein.“ Martial Gueroult nahm das Angebot am 5. Juli 1968 an: „J’ai été extrêmement sensible à l’offre aimable que vous m’avez faite de devenir membre de la Commission Fichte de l’Académie Bavaoise des Sciences. Je me sens très honoré par votre invitation et, bien entendu, je l’accepte avec le plus grand plaisir. J’espère qu’il me sera donné un jour d’aller vous voir à Munich, au sein de la Commission Fichte, et de faire ainsi personnellement votre connaissance, ce dont je serais très heureux. ... M. Gueroult.“ Am 19.



Übersicht über die Übersetzung der Werke Fichtes seit 1963 nach Ländern bzw. Sprachen (jeweils Gesamtzahl der Übersetzungen).

und 45 Teilnehmern aus der BRD, China, der DDR, England, Finnland, Frankreich, Italien, Japan, Kanada, Österreich, Polen, der Schweiz und den USA. (Tagungsband: Transzendentalphilosophie als System. Hrsg. Albert Mues, Hamburg, Felix Meiner Verlag, 1989). Eine weitere Tagung in Mogilany bei Krakau in Polen vom 27. bis 30. Juni 1989 führte Teilnehmer aus der BRD, Bulgarien, China, der DDR, Israel, Italien, Japan, Polen, der Schweiz und den USA aus Anlass des 70. Geburtstages von Reinhard Lauth zu über 20 Vorträgen zusammen.

Fichte-Gesellschaften

Die immer wieder ins Gespräch gebrachte Gründung einer Fichte-

Gesellschaft fand in Deutschland aus persönlichen und atmosphärischen Gründen längere Zeit keinen günstigen Boden. So entstand im Fernen Osten als erste die Japanische Fichte-Gesellschaft (www.soc.nii.ac.jp/fichte). Ihr Gründungspräsident war Chukei Kumamoto. Er berichtete in Neapel 1995 über die Umstände der Gründung: „Im November 1984 ist Herr Lauth einen Monat in Japan geblieben, um an den Universitäten in Tokyo, Kyoto und Hiroshima Vorträge über Fichte zu halten. Das bewegte japanische Denker sehr, besonders Fichte-Forscher. 1985 schrieb er mir, daß die Japanische Fichte-Gesellschaft, indem sie womöglich chinesische Denker einlade, sofort gegründet werden sollte. Sie werde

hoffentlich den ersten Schritt zur Internationalen Fichte-Gesellschaft tun. Nach seinem Rat wurde 1985 die Japanische Fichte-Gesellschaft am Geburtstag Fichtes, dem 19. Mai, in Hiroshima gegründet.“ Die Japanische Fichte-Gesellschaft hält jährliche Tagungen ab, deren Beiträge in japanischer Sprache in Fichte-Kenkyu [Fichte-Studien], jährlich erscheinend (Band 1, 1993), veröffentlicht werden.

Im Dezember 1987 wurde in Deutschland die „Internationale Johann-Gottlieb-Fichte-Gesellschaft (IFG)“ gegründet (www.fichte-gesellschaft.de). Ihr erster Präsident war Wolfgang Janke. Sie gibt die Fichte-Studien (Rodopi, Amsterdam–New York) heraus, deren erster

Band 1990 erschien. Die IFG setzte die von Reinhard Lauth eingeführten internationalen Fichte-Tagungen nach einem ersten Kolloquium in Bad Homburg (1989) fort: Ab 1992 fanden im Dreijahresrhythmus bisher sechs internationale Kongresse zu Themen der Philosophie Fichtes statt. Die Zahl der Teilnehmer aus einem immer größeren internationalen Umfeld und der Vorträge ist bisher stetig angewachsen. Auf dem Programm des nächsten Kongresses, der vom 5. bis 9. Oktober 2009 in Brüssel stattfindet, stehen ca. 100 Vorträge.

„The North American Fichte Society“ (<http://digilib.bu.edu/nafs/>), gegründet 1991 von Daniel Breazeale und Tom Rockmore organisiert seit der ersten Tagung im Frühjahr 1991 alle zwei Jahre Konferenzen, deren Vorträge in Auswahl in verschiedenen Verlagen publiziert werden. Daniel Breazeale gibt seit 1993 in unregelmäßigen Abständen die Informationen Fichteana heraus, die über die internationalen Aktivitäten und Publikationen zu Fichte berichten.

In Italien wurde nach einer längeren Periode loserer Zusammenarbeit im Jahr 2003 die „Rete Italiana degli Studi su Fichte“ (www.fichte-news.org/) gegründet, die unter Führung von Marco Ivaldo ein- bis zweimal im Jahr ein Fichte-Seminar veranstaltet. Ivaldo gibt seit 1995 auch die Reihe „Fichtiana“ heraus, in der zahlreiche Fichte-Texte in Übersetzung erschienen sind.

Die französischsprachigen Fichte-Forscher bilden die „Groupe d'Etudes Fichtiennes en Langue Française“ (GEFLF: www.europhilosophie.eu/) und haben in den letzten Jahren für einen neuen Aufschwung des Interesses für die Transzendentalphilosophie, besonders derjenigen Fichtescher Prägung, gesorgt. Die überaus aktive Übersetzerin Fichtescher

Werke Isabelle Thomas-Fogiel und die Gruppe um den derzeitigen Präsidenten der IFG, Jean-Christophe Goddard, verdienen, namentlich hervorgehoben zu werden.

Die Fichte-Forschung auf der iberischen Halbinsel hat sich in den letzten Jahren organisiert und etliche wissenschaftliche Tagungen abgehalten. (<http://pwp.netcabo.pt/0221627501/fichte/>). Seit 1991 besteht auch in Russland eine Fichte-Gesellschaft (Präsident Arkadij Lukjanow) mit Sitz in Ufa; sie hat seither mehrere internationale Tagungen veranstaltet (www.bashedu.ru).

Reinhard Lauth, der sich mit der J. G. Fichte-Gesellschaft über das Projekt einer bald nach der sog. politischen Wende in Rammenau projektierten Tagung überworfen hatte, begründete in der Folge ein „Fichte-Forum“, das vom 21. bis 25. April 1992 im ungarischen Kaposvár eine Tagung abhielt („Wege der Deutungen. Vorträge des Fichte-Forums“, 1992). Um die Internationalisierung der Fichte-Forschung schneller voranzubringen, organisierte er eine letzte Tagung seines „Internationalen Kooperationsorgans der Fichte-Forschung“ in Neapel vom 26. bis 29. April 1995. Dort wurde auch über den Forschungsstand in China, Frankreich, Italien, Japan, Russland, Spanien und Nordamerika berichtet („Der Grundansatz der ersten Wissenschaftslehre Johann Gottlieb Fichtes“, hrsg. v. Erich Fuchs und Ives Radrizzani, Neuried 1996).

Landessprachliche Übersetzungen der Werke Fichtes

Für eine ausführliche Bibliographie ist hier kein Platz. Sie ist abgedruckt in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, „Symposium Johann Gottlieb Fichte“, hrsg. von W. Beierwaltes und

E. Fuchs, München 2009, S. 36–45. Die Weltkarte soll einen Eindruck vermitteln, wie weit die Fichtesche Philosophie seit dem Erscheinen der ersten Bände der Fichte-Edition über die Grenzen der Landessprache des Philosophen hinaus gegriffen hat.

Besonders sind allerdings zwei Editionen herauszugreifen, die von Anfang an mit der Münchner Fichte-Edition eng zusammengearbeitet haben. Die inzwischen abgeschlossene Ausgabe „Ausgewählter Werke“ hat unter der Leitung von Liang Zhixue an der Akademie der Sozialwissenschaften in Beijing Übersetzungen ins Chinesische erarbeitet. In fünf Bänden (1990–2006) steht der chinesischen Forschung nun der Inhalt der zehn Bände der Reihe I (Werke) in Übersetzung zur Verfügung. Daneben erschienen 16 Einzelausgaben. Auch die chinesische Arbeitsgruppe traf sich zu jährlichen Symposien, deren Beiträge in philosophischen Zeitschriften veröffentlicht wurden.

In Japan sind von den 23 geplanten Bänden der „Werke J. G. Fichtes“ (hrsg. von K. Fujisawa, H. Kato, Ch. Kumamoto, R. Lauth und M. Sakabe. Saitama: Setsu-Verlag) seit 1995 bis jetzt zwölf erschienen, darüber hinaus ca. 20 Einzelübersetzungen. Aus den anderen Regionen ragen die des französischen, des italienischen, des spanischen und des englischsprachigen Raums heraus. Darüber hinaus sind mir landessprachliche Übersetzungen aus folgenden Ländern bekannt geworden: Bulgarien, Dänemark, Griechenland, Kroatien, Niederlande/Belgien, Norwegen, Polen, Portugal, Russland, Ungarn.



Der Autor ist wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für die Herausgabe des Fichtes-Nachlasses.

INTERNATIONALE ERDMESSUNG

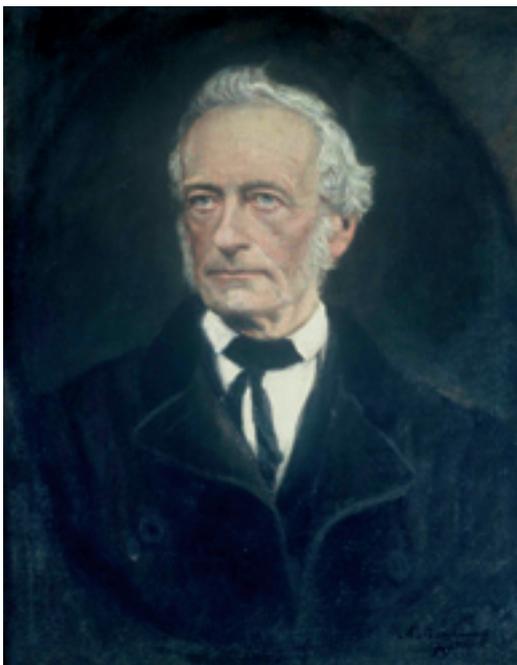
Große Ziele und notorische Geldnöte

WIE DIE MATHEMATISCH-PHYSIKALISCHE KLASSE DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UM IHRE FORSCHUNGSFREIHEIT UND IHREN PLATZ IN DER INTERNATIONALEN FORSCHUNG RINGT: DARGESTELLT AM BEISPIEL DER GRÜNDUNGSGESCHICHTE DER BAYERISCHEN KOMMISSION FÜR EUROPÄISCHE GRADMESSUNG, DER HEUTIGEN BAYERISCHEN KOMMISSION FÜR DIE INTERNATIONALE ERDMESSUNG, IN DEN JAHREN 1861 BIS 1868.

VON
CORNELIA MEYER-STOLL

Der Gründung der Bayerischen Kommission für europäische Gradmessung an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1868 gingen jahrelange, sehr heftig geführte Auseinandersetzungen zwischen der mathematisch-physikalischen Klasse und dem Konservator der Sternwarte Johann von Lamont (1805–1879) voraus. Die Nerven lagen bloß, als es dem Geodäten Carl Maximilian von Bauernfeind

Johann von Lamont (1805–1879), Astronom, Geophysiker, Meteorologe, seit 1835 Mitglied der Akademie und Konservator der Sternwarte in Bogenhausen.



(1818–1894) 1867 endlich gelang, den gordischen Knoten zu durchschlagen. Die Auseinandersetzungen sind in ihrer Heftigkeit nur begreifbar vor dem Hintergrund des strukturellen Wandels der Akademie im Laufe des 19. Jahrhunderts, insbesondere ihrem Wunsch nach Forschungsfreiheit sowie den notorischen Geldnöten, unter denen die naturwissenschaftliche Forschung an der Akademie litt. Daher muss zunächst vom Strukturwandel und den Finanzen die Rede sein.

Sammlungsauftrag und Forschungsrückstand

Als 1806 das Heilige Römische Reich Deutscher Nation auseinanderbrach und sich viele alte Institutionen aufzulösen drohten, kam für die Bayerische Akademie der Wissenschaften die Rettung durch König Maximilian I. Joseph (1756–1825) und Montgelas (1759–1838). Die Akademie wurde in die Staatsreformen miteinbezogen, aus der freien Gelehrtenengesellschaft wurde 1807 eine staatliche Behörde. Die Mitglieder erhielten einen Forschungs- und Sammlungsauftrag, wurden von der Lehre freigestellt und fortan fest besoldet. Für die Betreuung und Fortführung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, die der Akademie als „Attribute“ unterstellt wurden, wurde der Etat der Akademie von

5.000 auf 86.000 fl. erhöht. Die Akademie wurde dem Innenministerium unterstellt und zur Beratung der Regierung verpflichtet.

Die mathematisch-physikalische Klasse wurde nach dem Vorbild der französischen Akademie der Wissenschaften in Paris in Sektionen für allgemeine Naturgeschichte, Astronomie, Mathematik, Physik, Chemie, Zoologie und Zootomie, Botanik und Mineralogie eingeteilt. Nach außen nahmen die Akademiker einen vielseitigen, lebendigen Verkehr mit verwandten Instituten und vielen Koryphäen der Wissenschaft auf. Die Klasse suchte den Anschluss an die internationale Forschung und gar mit der Royal Society in London und den Akademien der Wissenschaften in Paris und St. Petersburg zu konkurrieren – ohne über deren finanzielle Ausstattung zu verfügen.

Auswirkung der Reform von 1807

Die Verwaltungsreform wirkte sich jedoch zum Nachteil der Akademie aus: Die Verwaltung der Sammlungen und die Beratung der Regierung wurden zum Hauptzweck der Akademie und die Forschung, in der die Akademie ihren eigentlichen Auftrag sah, zum Nebenzweck. Für die Sammlungen gab es Geld, nicht aber für die Forschung. Bayern

geriet dadurch in einen verhängnisvollen Rückstand. Der Philosoph und Vorstand der Akademie Friedrich Schelling kritisierte Montgelas' Regierung 1827 hart, weil sie die Gelehrten zu „willigen Werkzeugen“ und „Staatsdienern“ gemacht und jede Tätigkeit, die ohne amtlichen Auftrag ausgeführt wurde, für den Staat vereinnahmt habe.

Die Gründung des polytechnischen Vereins im Jahr 1815 durch Akademiemitglieder und hohe Regierungsbeamte könnte als Versuch gedeutet werden, die Akademiker wenigstens hinsichtlich der umfangreichen gutachterlichen Tätigkeit bei technisch-gewerblichen Fragen zu entlasten. Sie wurde dem Verein übertragen. Damit entledigte sich die Akademie ihrer Funktion als „Patentbehörde“.

Die Auswirkungen der Akademie-reform und vor allem die Höhe des Etats gerieten in die Kritik, als die katastrophale Finanzlage des Staates zu äußerster Sparsamkeit zwang. Aus dem Landtag kamen verschiedene Vorschläge zur Einsparung von Personalkosten und zur Umstrukturierung des Finanzhaushaltes.

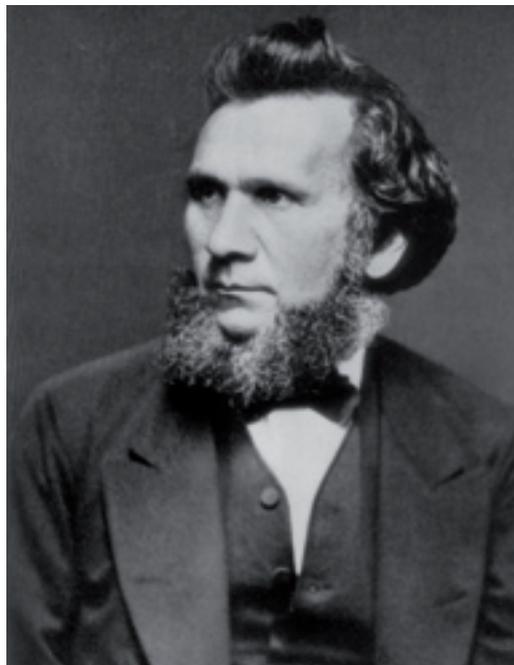
Gründung des Generalkonservatoriums

Auf Resonanz stießen die Vorschläge aus dem Landtag erst unter Ludwig I. (1786–1868), als die Schuldenlast die schwindelerregende Höhe von 125 Mio. fl. bei jährlichen Staatseinkünften von ca. 30 Mio. fl. erreichte. Einsparungen und Umstrukturierungen wurden unausweichlich. 1826/27 griff Finanzminister Graf von Armansperg (1787–1853) die Vorschläge des Landtags auf. Die Landshuter Universität wurde nach München verlegt und die Akademiker zur Lehre verpflichtet. Es entstand auch eine neue Behörde, das Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates,

unter deren Dach die Sammlungen jetzt verwaltet werden sollten.

Schelling lobte 1827 diesen Umbau: Endlich würde die Akademie, die „nur noch um der Sammlungen willen Gnade“ gefunden hätte, „unabhängig von den Sammlungen“ zur reinen Forschungsanstalt.

Etat für die Ausgaben des Hofes mit 67.000 fl. finanziert. Ebenso wurden die Besoldungen für die Mitglieder der Akademie gesplittet. Der bisherige Etat von 86.000 fl. war gerettet – und blieb notgedrungen dürftig. Spätere Anträge im Landtag, mehr Mittel für die Akademie zu bewilligen, wurden konsequent abgelehnt.



Er verkannte allerdings den Sparzwang der Regierung. Die Gründung des Generalkonservatoriums trennte die Akademie nicht von den Sammlungen: Künftig wurde der Akademievorstand zugleich zum Generalkonservator ernannt und Akademiker weiterhin zu Konservatoren der Sammlungen.

Der Haushaltstrick von 1827

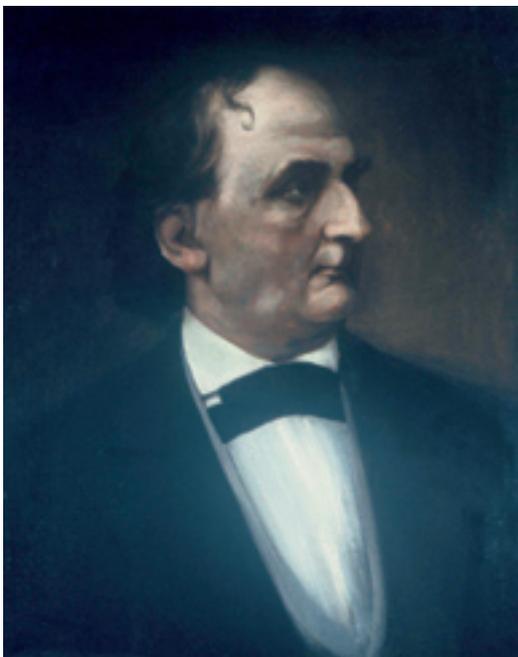
Mit der Errichtung der neuen Behörde wurde die vom Landtag vorgeschlagene Umgruppierung im Staatsetat möglich. Das Budget der Akademie wurde gesplittet: Der kleinere Teil kam weiterhin aus dem Etat des Innenministeriums, ausgewiesen mit 18.400 fl. Der andere Teil wurde zum Budget des Generalkonservatoriums deklariert und über den

Die eigentliche Reform von 1827

Bei den Umstrukturierungen von 1827 wurde eine für die mathematisch-physikalische Klasse wesentliche Entscheidung getroffen – und wiederum entledigte sie sich dabei einer Funktion. Die polytechnische Sammlung und die mechanische Werkstätte wurden ausgegliedert und der nun zu gründenden „polytechnischen Centralschule“ (Vorgängerin der TH) übertragen. Das bedeutete, die für Industrie, Gewerbe und Technik wichtigen Ingenieurwissenschaften Maschinenbau und Bau-technik, die einst die Ingenieure Joseph von Baader (1763–1835) und Georg von Reichenbach (1771–1826) an der Akademie eingeführt hatten, entfielen ihrem Zuständig-

Links:
Carl Maximilian von Bauernfeind (1818–1894), Bauingenieur und Geodät, 1851 Professor für Ingenieurwissenschaften an der polytechnischen Schule in München, seit 1865 Mitglied der Akademie.

Rechts:
Carl August von Steinheil (1801–1870), Astronom, Physiker, Metrologe und Optiker, seit 1835 Mitglied der Akademie und Konservator der mathematisch-physikalischen Sammlung des Staates.



BADW

Ludwig von Seidel (1821–1896), Astronom, Mathematiker und Optiker, seit 1851 Mitglied der Akademie, 1871 Nachfolger Steinheils als Konservator der mathematisch-physikalischen Sammlung des Staates.

keitsbereich. Der Akademie blieben die naturwissenschaftliche Forschung und Lehre.

Das Paradoxe an den Umstrukturierungen des Jahres 1827 war, dass die Akademie zwar Funktionen an neu gegründete Behörden abgab, aber eine Arbeitsentlastung der Akademiemitglieder nicht eintrat und sie die erhoffte Forschungsfreiheit nicht erlangte. Die Strukturmängel von 1807 wurden auch 1827 nicht behoben.

Es blieb bei der Ämterhäufung, es blieb die Geldnot. Die bedeutendsten Mitglieder der mathematisch-physikalischen Klasse waren immer auch Mitglieder im Ausschuss des polytechnischen Vereins, die Rektoren des Polytechnikums immer Mitglieder der Akademie und Akademiker wurden Mitglieder der Prüfungskommissionen für die polytechnischen Schulen in Bayern.

Gründung der technischen Kommission 1852

Die Akademie zog aus diesen Erfahrungen eine Lehre. Sie war von

nun an sehr darauf bedacht, dass die Verfassung der Akademie sowie die Trennung von naturwissenschaftlicher Forschung und angewandter Ingenieurwissenschaft nicht revidiert werden sollte. So stimmte sie 1852 der vom König angetragenen Gründung einer technischen Kommission zur Beförderung des technischen Gewerbes und Ackerbaus erst nach der Versicherung zu, dass 1. die Verfassung nicht geändert werde, 2. mehr Geld für die noch anstehenden Arbeiten bereitgestellt und diese für neue Arbeiten nicht zurückgestellt werden und 3. die Finanzierung der Kommission nicht aus dem Akademieetat erfolge und die Kommission Räume außerhalb der Akademie erhalte und ihre Mitglieder von anderen Arbeiten beurlaubt werden. Sie stellte einen Vergleich mit den bestens ausgestatteten Akademien in London, Paris und Petersburg an, pochte auf ihre Forschungsfreiheit und darauf, dass die Aufgaben der Kommission, eingedenk des Prinzips der Akademie „rerum cognoscere causas“ (den Dingen auf den Grund zu gehen), einen rein wissenschaftlichen Ansatz haben und dem Zweck wissenschaftlicher Erkenntnis dienen müssten. Diese Bedingungen wurden gewährt, und die Kommission erhielt nun den Namen „Naturwissenschaftlich-technische Kommission“.

Die Finanzierung übernahm König Max II. aus seiner Privatschatulle. Er stellte für die Kommission 5.000 fl. p. a. bereit und sehr viel mehr noch für einzelne ihrer Projekte, so z. B. für Pettenkofers Respiationsapparat 7.000 fl. Mittels dieses Apparates entwickelte Max von Pettenkofer (1818–1901) die Grundlagen der modernen Ernährungslehre.

Der Nachteil dieser Konstruktion ist offensichtlich: Die Kommission war finanziell nicht abgesichert. Mit dem Tod Maximilians im März

1864 hörte sie dann auch auf zu existieren. Vermutlich bestand aber auch bei den Kommissionsmitgliedern kein ernsthaftes Interesse an der Fortführung der Kommission. Denn ab 1862 kämpften sie um ihre Beteiligung an dem ersten internationalen Großprojekt der Naturwissenschaften, das durch staatliche Unterstützung finanziert werden sollte, der mitteleuropäischen Gradmessung.

Baeyers Entwurf einer mitteleuropäischen Gradmessung

Im Juli 1861 wandte sich das bayerische Kultusministerium an die Akademie mit der Bitte um Stellungnahme zu einem Projektentwurf. Dem Schreiben war der „Entwurf einer mitteleuropäischen Gradmessung“ beigelegt, verfasst von dem soeben aus der Leitung der trigonometrischen Abteilung des preußischen Generalstabs ausgeschiedenen Geodäten Johann Jakob Baeyer (1794–1885).

Die Gradmessungen im 18. und 19. Jahrhundert in Südamerika, Indien und Europa hatten Aufschluss über die Größe und Figur der Erde erbracht. Neuere Messungen hatten nun ergeben, dass die Krümmungsverhältnisse der Erde nicht, wie vermutet, gleichmäßig seien, sondern vielmehr die Regelmäßigkeit eine lokale Ausnahme. Durch eine neue Gradmessung wollte Baeyer hierüber wie über die Ursachen der Abweichungen des Schwerfeldes neue Erkenntnisse gewinnen. Die Messung sollte einen Meridianbogen von Oslo bis Palermo umfassen. In diesem Raum, so Baeyer, gäbe es einunddreißig Sternwarten, die über Hilfsmittel und Beobachter verfügten. Die Sichtung des bisherigen Materials und die Messungen selbst könnten nicht von einem Staat geleistet werden. Aber durch die Beteiligung vieler könnte „ein bedeutungsvolles, großartiges Werk ins Leben“ gelangen.

Das Interesse der Regierungen in Europa war schnell geweckt. Rasch zeichnete sich ab, dass alle interessierten Staaten dieses Projekt als Prestigesache behandelten. Wer hier nicht vertreten war, galt alsbald als wissenschaftlich rückständig in Europa.

Lamonts Boykott

Die Auseinandersetzung um die bayerische Teilnahme an Baeyers Projekt ist durch einen regen Schriftwechsel dokumentiert, weil der Konservator der Sternwarte Lamont, auf den in diesem Zusammenhang viel ankam, seit 1856, als der Experimentalphysiker Philipp von Jolly (1809–1884) in die Akademie gewählt wurde, nicht mehr zu den Klassensitzungen erschien. Auf die oben erwähnte Anfrage des Kultusministers erklärte die mathematisch-physikalische Klasse, sie halte die Unterstützung Baeyers „für höchst wünschenswert“, weil die bisherigen Arbeiten der Steuerkatasterkommission zur Landesvermessung wissenschaftlich ausgewertet und dadurch an Wert gewinnen würden. Bezüglich der anfallenden Kosten sei in Absprache mit Baeyer zu klären, wo und in welchem Umfang trianguliert werden müsse. Die Betreuung dieser Aufgabe falle in Lamonts Zuständigkeitsbereich.

Lamont, nun auch um eine Äußerung gebeten, hielt Baeyers Unternehmen für nützlich, aber eine Beteiligung noch für verfrüht. Die nötigen Vermessungen könne er gemeinsam mit der Steuerkatasterkommission übernehmen. Der Direktor dieses Amtes, Gotthard von Reber (1801–1878), wurde informiert. Er versprach Mitwirkung und Kostenübernahme durch seine Behörde.

Nach der allseitigen Zustimmung erklärte die bayerische Regierung im November 1861 der preußischen Gesandtschaft, sich an dem Projekt

beteiligen zu wollen. Reber wurde im April 1862 zur ersten Konferenz nach Berlin entsandt. Hinterher zog er sein Versprechen allerdings zurück, weil seine Behörde weder Personal noch Geld für ein rein wissenschaftliches Projekt abzugeben könne.

Lamont suchte die Beteiligung der Katasterbehörde und damit die bayerische Teilnahme zu retten. Als dies jedoch nicht gelang, fing er an, das Projekt zu boykottieren. Dem Ministerium riet er zur Zurückhaltung. Statt seine Forschungsinteressen (Geophysik und Meteorologie) zu verteidigen, begann er, Baeyer zu diffamieren und Tatsachen zu verdrehen. Im Februar 1865 behauptete er z. B. in einem Aufsatzmanuskript, die Regierung habe kein Interesse an einer Beteiligung an Baeyers Projekt und habe ihn stattdessen aufgefordert, die astronomisch-geodätischen Arbeiten von Ulrich Schiegg (1752–1810) und Johann Georg von Soldner (1776–1833) zu vollenden. Empört über diese Verfälschung der Tatsachen, zwang ihn die Klasse vor dem Druck zur Korrektur.

Die Klasse kämpft für die bayerische Beteiligung

Die mathematisch-physikalische Klasse befand sich in einem Dilemma. Sie befürwortete zwar mehrheitlich die Beteiligung Bayerns, konnte aber gegen die Veto-Position des Konservators nichts ausrichten. Im Dezember 1864 bestimmte die Klasse Carl August von Steinheil (1801–1870) zum Hauptreferenten in dieser Angelegenheit. Sie hoffte, dass es dem für seine kulturpolitischen Ansichten und direkten Worte bekannten Mann gelänge, das Kultusministerium von der Notwendigkeit einer bayerischen Beteiligung zu überzeugen. In seinen Gutachten nahm Steinheil auch jetzt kein Blatt vor den Mund. Er rühmte Baeyers Projekt, weil es für den Fortschritt der Wissenschaften eine enorme Bedeutung habe. Die

Messgenauigkeit sei in den letzten Jahrzehnten durch die Verbesserung der Messmittel sehr gesteigert worden. Bessere Messungen (d. h. Nachmessungen) würden neue Entdeckungen ermöglichen. Der Erfolg des Unternehmens sei aber nur gewährleistet, wenn alle beteiligten Staaten bei allen Operationen gleichmäßig vorgehen. Die Teilnahme sei „Ehrensache“. Bayern liege in der Mitte der zu messenden Zone und würde „zur Wüste in Mitten des Landes der grünenden Wissenschaften“, wenn es nicht teilnehme. Wir, schrieb Steinheil, achten sehr die Selbstbestimmung des Gelehrten. Doch müssten die Gelehrten, denen Staatsattribute anvertraut seien, auch deren Hilfsmittel nutzen, sonst würde Staatsgut ungenutzt bleiben. Gegenwärtig würden an der Sternwarte nur magnetische und meteorologische Beobachtungen vorgenommen. Mit der Teilnahme an der europäischen Gradmessung könnte die Sternwarte ihrer eigentlichen Bestimmung wieder zugeführt werden.

Diesem Gutachten folgten noch weitere vier im April und Mai 1865. Im Mai forderte die Klasse den Rücktritt Lamonts, weil er alles aufbiete, um einen Beitritt Bayerns zur Gradmessung zu verhindern. Angesichts der „hohen Wichtigkeit des Unternehmens“ sollte sich Bayern dem Projekt anschließen. Als Alternativen zum Personalwechsel bliebe nur eine Absage nach Berlin oder einen anderen Fachmann mit der Gradmessung zu beauftragen. In diesem Fall wäre zu klären, ob Lamont die Instrumente der Sternwarte herausricke.

Philipp von Jolly hatte auf Anfrage des Kultusministeriums auch ein Gutachten über die Einrichtung eines meteorologischen Instituts erstellen müssen. Nach Ausführungen über die Dichte der Beobachtungsstationen in anderen Staaten stellte er einen Antrag auf Einrichtung

eines Instituts für Meteorologie und Erdmagnetismus in Bayern, das ins Staatsbudget aufgenommen und dem Generalkonservatorium unterstellt werden sollte. Eine Trennung der Direktion von Sternwarte und meteorologischem Institut sei wie in Preußen, Hannover und Österreich zu empfehlen. Als Direktor für Letzteres schlug er Lamont vor. Im Mai 1865 kooptierte die Klasse den Geodäten Carl Maximilian von Bauernfeind zum Mitglied, und damit einen anderen Fachmann.

Im Juli 1865 konnte die Klasse einen Teilsieg feiern. Das Ministerium befürwortete die bayerische Beteiligung, akzeptierte ein Projektbudget von 24.000 fl., das allerdings noch nicht zur Verfügung stand, und beschied Lamont, an der nächsten Konferenz in Berlin teilzunehmen und die Reise aus dem Fonds der Sternwarte zu begleichen. Über die Einrichtung eines meteorologischen Instituts könne erst in der nächsten Finanzperiode verhandelt werden. – Lamont reiste jedoch nicht nach Berlin und führte seine „Privatmessungen“ fort.

Bauernfeinds Lösungsvorschlag

Im Juni 1866 sollte Bauernfeind die Anfrage des Kultusministeriums, wie das Projekt der mitteleuropäischen Gradmessung zu befördern sei, beantworten. Er legte einen Arbeitsplan vor, der u. a. die Trennung der geodätischen und astronomischen Arbeiten vorsah und eine genaue Umschreibung der Wirkungskreise der jeweiligen Fachleute und ihres Verhältnisses zum Leitungsgremium der mitteleuropäischen Gradmessung enthielt. Falls man ihm die geodätischen Aufgaben übertragen wolle, bitte er um Beurlaubung von den Arbeiten in der obersten Baubehörde. Die Klasse war glücklich! Endlich war der Weg gebahnt für eine bayerische Beteiligung. Aber dann brach 1866 der Krieg aus.

Erst im Mai 1867 wurden Bauernfeind die geodätischen Arbeiten übertragen und seine Teilnahme an der Konferenz gestattet. Auf Baeyers Bitte wurde auch Ludwig von Seidel (1821–1896), der erste wirklich bedeutende bayerische Mathematiker, abgeordnet, weil Baeyer seiner Hilfe bedurfte bei den Ausgleichsrechnungen (eine Optimierungsmethode zur Bestimmung der Unbekannten bei Reihen von Messdaten). Lamont blieb zu Hause. Auf der Konferenz waren so viele Staaten vertreten, dass das Projekt 1867 umbenannt wurde in „Europäische Gradmessung“. Eine Spezialkommission zur Herstellung eines gemeinsamen Normalmeters, auf dessen Basis alle Messungen vorgenommen werden sollten, wählte Steinheil wegen seiner bedeutenden Leistungen auf diesem Gebiet zum Mitglied und beauftragte ihn mit der Konstruktion eines Vergleichsmessers für verschiedene Normallängenmaße.

Die Gründung der Bayerischen Kommission für die Europäische Gradmessung

Im Januar 1868 genehmigte das Kultusministerium auch die Gründung einer eigenen Kommission unter dem Namen „Bayerische Kommission für die Europäische Gradmessung“ an der Akademie, die unter der Vorstandschaft des Generalkonservators gebildet werden und dem Kultusministerium untergeordnet sein sollte. In der konstituierenden Sitzung am 24. April 1868 wurden die Mitglieder ernannt und ihre Aufgaben festgelegt: Bauernfeind wurde Sekretär und zuständig für die geodätischen, Lamont für die astronomischen Messungen, Steinheil sollte sich vor allem mit dem Mess- und Maßwesen und Ludwig von Seidel mit den theoretischen Problemen der Wahrscheinlichkeitsberechnung und Ausgleichsmethoden beschäftigen. Muss man noch erwähnen, dass Lamont nicht erschien? Der Schriftverkehr mit ihm blieb un-

fruchtbar. Im August stellte Akademievorstand Justus von Liebig (1803–1873) seine Bemühungen ein, Lamont zur Teilnahme an den Sitzungen zu bewegen.

Ausblick

Die mathematisch-physikalische Klasse hatte einen Weg gefunden, ihre Beteiligung an einem der ersten internationalen Großprojekte der naturwissenschaftlichen Forschung durchzusetzen. Die Kommission besteht bis heute, nun unter dem Namen „Bayerische Kommission für die Internationale Erdmessung“. Unter ihrer Verantwortung wird das im Akademiensprogramm geförderte Projekt Satellitengeodäsie durchgeführt.

Auch Lamont hatte eine Position verteidigt, um welche die Klasse Jahrzehnte gerungen hatte, die Forschungsfreiheit. Die Klasse respektierte dies und versuchte, auch Lamont einen Weg zu ebnet. Das Finanzministerium aber übertrug Ende 1865 nicht ihm die Einrichtung meteorologischer Stationen, sondern den Forstanstalten.

Die geodätischen Arbeiten der europäischen Gradmessung kamen erst in Schwung, als 1871 wieder Frieden herrschte und die in Aussicht gestellten Forschungs- und Personalmittel endlich angewiesen wurden.



Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Dieser Artikel geht hervor aus dem Forschungsprojekt über die Maß- und Gewichtsreformen in Deutschland im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Rolle Carl August von Steinheils und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



NACHRUF

Und jetzt, zum Ende ...

AM 27. MAI 2009 VERSTARB GÜNTHER KLINGE, DER DIE ARBEIT DER KOMMISSION FÜR ZENTRAL- UND OSTASIATISCHE STUDIEN GROSSZÜGIG GEFÖRDERT HAT.

VON HELGA UEBACH

Senator h. c. Günther Klinge, der am 27. Mai 2009 in seinem hundertsten Lebensjahr verstarb, war ein Unternehmer, dem wirtschaftlicher Erfolg stets auch soziale Verpflichtung bedeutete. Seine Unterstützung kam dabei nicht nur karitativen Einrichtungen oder, was naheliegender war, der pharmazeutischen Forschung zugute, er förderte seinen Interessen gemäß in aller Stille Komponisten, Musiker und andere Künstler, vor allem aber auch die ost- und zentralasiatischen Forschungen.

Faszination Japans

Seine berufliche Tätigkeit hatte ihn früh mit japanischer Kultur und Lebensart in Berührung gebracht. Ihre subtilen Umgangsformen beeindruckten ihn tief und kamen seinem ruhigen, zurückhaltenden Wesen entgegen. Eine besondere Faszination übte die knappe Form der japanischen Haiku-Dichtung auf ihn aus. Er übernahm ihre Ausdrucksform für das Deutsche und legte eine Reihe vielbeachteter Gedichtbände vor, die selbst in japanischen Fachkreisen mit Erstaunen diskutiert und mit Bewunderung aufgenommen wurden. Den arbeitsreichen Tag pflegte Günther Klinge in der Natur zu beginnen, um Beobachtungen und Empfindungen in die Form von Haiku-Gedichten zu fassen. Dies war ihm Konzentrationsübung und Besinnung auf das Wesentliche gleichermaßen.

Die Förderung der ost- und zentralasiatischen Forschungen entwickel-

te sich in engem Zusammenhang mit dem Schicksal der Tibeter und der Bedrohung ihrer Kultur. Deren schweres Los berührte ihn sehr, und er nahm deshalb Kontakt zum Dalai Lama auf, um seine Hilfe anzubieten. Auf Wunsch des Dalai Lama lud er einen tibetischen Gelehrten nach Deutschland ein, der an der Universität zunächst in München, dann in Bonn die tibetologische Forschung unterstützen sollte. Diese Förderung hielt er viele Jahre lang aufrecht. Er nahm sich auch der beiden bereits in der Kommission für zentralasiatische Studien tätigen tibetischen Gelehrten an, die noch über keinerlei Deutschkenntnisse verfügten, so dass sie dank seiner Unterstützung an einem Deutschkurs des Goethe-Instituts teilnehmen konnten.

Besuche des Dalai Lama in den Jahren 1973 und 1982

Günther Klinge war es auch zu verdanken, dass der Dalai Lama erste Reisen nach Deutschland unternehmen konnte. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften lud anlässlich dieser Besuche ihre Mitglieder und Gelehrte aus der Universität zu einem Empfang. Dabei ergab sich für den Dalai Lama erstmals Gelegenheit zu einem Dialog mit Gelehrten vieler Fachrichtungen, darunter auch mehrere Nobelpreisträger. Das Akademiemitglied Carl Friedrich von Weizsäcker blieb dem Dalai Lama lange Zeit im Dialog zur Friedensforschung verbunden.

Bei all diesen Anlässen hielt sich Günther Klinge völlig im Hintergrund. Die nun geknüpften Kon-

takte zur ost- und zentralasiatischen Forschung jedoch pflegte er und bezog sie immer mehr in seine großzügige Förderung ein. Verschiedene vorwiegend ostasiatische Publikationen, darunter auch eine Reihe von Dissertationen, konnten mit seinen Zuschüssen verwirklicht werden. Nicht zuletzt konnte die Kommission den kompletten buddhistischen Kanon erwerben, was die Arbeiten wesentlich erleichterte.

Nach einer Reise in die indische Himalaya-Provinz Ladakh regte er an, dass die Mitarbeiter der Kommission dort die reichen Bücherschätze der buddhistischen Klöster in Augenschein nehmen sollten. Dies konnte mit Erfolg verwirklicht werden. Darüber hinaus ermöglichte er es auch, die Urkunden und Dokumente der tibetischen Exilregierung durch eine photographische Dokumentation zu sichern.

Zu seinem 70. Geburtstag wurde Günther Klinge mit einer Festschrift „Heilen und Schenken“ geehrt, in der die Beitragenden ihre Glückwünsche mit ihrer tiefen Dankbarkeit verbanden. Er unterstützte als Mitglied der Gesellschaft der Freunde der Bayerischen Akademie der Wissenschaften diese tatkräftig und wurde im Jahr 1982 für seine Verdienste mit der Medaille *Bene merenti* in Silber ausgezeichnet.



Die Autorin war von 1964 bis 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für zentral- und ostasiatische Studien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

*Und jetzt, zum Ende,
geh'n wir zusammen, wortlos.
Der wandernde Mond.*



Günther Klinge (1910–2009).

NACHRUF

Hubert Ziegler (1924–2009)

AM 17. APRIL VERSTARB HUBERT ZIEGLER, EMERITIERTER PROFESSOR FÜR BOTANIK AN DER TECHNISCHEN UNIVERSITÄT MÜNCHEN.

VON OTTO L. LANGE

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften trauert um Hubert Ziegler. Er war eines ihrer aktivsten Mitglieder und ein herausragender Vertreter seines Faches, der Botanik.

Jugend in Regensburg, Studium in München

Immer war Hubert Ziegler stolz darauf, in Regensburg geboren zu sein. Dort besuchte er das humanistische „Alte Gymnasium“, und dort spielte er als Junge in der Fußballmannschaft. Unmittelbar von der Schulbank wurde er zur Wehrmacht eingezogen und an der Front mehrere Male schwer verwundet. Er gehörte dann zu der legendären „Nachkriegsgeneration“, die nach den Schrecken der Kriegserlebnisse ihr mit Enthusiasmus betriebenes Studium als neuen Lebensinhalt, als Befreiung und als Erfüllung betrachtete. Zum studentischen Freundeskreis in München gehörten Otto Kandler, Hermann Merxmüller und Joseph Poelt, später alle Mitglieder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Diese Generation war es, die nach dem Zweiten Weltkrieg das Universitätsleben und das internationale Vertrauen in die deutsche Wissenschaft wieder aufgebaut hat.

Stationen der wissenschaftlichen Karriere

Nach dem Studium folgten für Hubert Ziegler sechs Assistentenjahre bei Bruno Huber am Forstbotanischen Institut München, die das

Denken des primär physiologisch-biochemisch ausgerichteten jungen Wissenschaftlers entscheidend in eine ganzheitlich-organismische Richtung geprägt haben. Die Bäume sind stets seine Lieblingsobjekte geblieben.

1959 wurde Hubert Ziegler Nachfolger von Otto Stocker, dem Senior der experimentellen Ökologie, auf dem botanischen Lehrstuhl der Technischen Hochschule Darmstadt. Dort verbrachte er eine außerordentlich produktive Zeit, die jedoch durch die hochschulpolitischen Ereignisse in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre überschattet wurde. So war es eine glückliche „Heimkehr“ für ihn, als er 1970 zum Vorstand des Instituts für Botanik und Mikrobiologie an der TU München berufen wurde.

Breites Forschungsspektrum

Hubert Ziegler besaß einen souveränen Überblick über das gesamte Fach Botanik, vom molekularen über den zellulären und organismischen Bereich bis hin zum Funktionieren der Pflanzen in ihrer Umwelt und in ihren globalen Auswirkungen. Seine weit vorausschauenden Ideen waren in verschiedenen Bereichen der Botanik entscheidend dafür, neue Entwicklungen zu stimulieren und in Gang zu setzen.

Vor allem auf zwei Gebieten war er tätig: einmal in der Stoffwechselphysiologie, wo er zu den Biologen gehörte, die in einem stetigen Prozess die anfangs ganz neue Biochemie in die Pflanzenphysiologie einführten, und zum anderen in der

Ökophysiologie, die das Verhalten der Pflanze unter Freilandverhältnissen auf physiologische Funktionen zurückführt.

Lebenslange Faszination der Pflanzenphysiologie

Nur wenige Höhepunkte aus der reichen wissenschaftlichen Ernte können erwähnt werden. Der Stofftransport in den Pflanzen, d. h. die Mechanismen und Kräfte, die Wasser von der Wurzel in das Kronendach des Baumes und die Assimilate von den Blättern an die Stellen ihrer Verwendung gelangen lassen, hat Hubert Ziegler sein ganzes Leben lang fasziniert. Der experimentelle Nachweis, dass in den pflanzlichen Siebröhren eine Massenströmung stattfindet, entschied eine lang diskutierte, grundsätzliche Frage.

Hubert Ziegler war auch einer der allerersten, der die große Bedeutung der Diskriminierung stabiler Isotope zur Lösung physiologischer Probleme erkannt hat, und er hat diesen methodischen Ansatz, der völlig neue Erkenntnismöglichkeiten über Stoffkreisläufe in biologischen Systemen schuf, maßgeblich angeregt.

Erforschung von Waldschäden

Anfang der 80er Jahre erregte die Waldschadensdebatte Öffentlichkeit und Politiker. Die Luftverunreinigung durch Schwefeldioxid wurde als eine der Ursachen für Baum Schäden angesehen. Bereits 20 Jahre zuvor hatte Hubert Ziegler diese Problematik erkannt: 1962 war seine



PRIVAT

Hubert Ziegler prägte die Botanik in Deutschland über mehrere Jahrzehnte.

erste Publikation über die räumliche Verteilung des Schwefels in Blättern nach experimenteller Begasung mit radioaktiv markiertem Schwefeldioxid erschienen. Er war Initiator einer Kommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft „Erforschung der Wirkung luftverunreinigender Stoffe“, deren Arbeit 1964 zu einem „Messstellen-Netz“ zur kontinuierlichen Analyse der Luftzusammensetzung führte. Ohne diese weitsichtige Pioniertat wären viele unserer heutigen, grundlegenden Erkenntnisse über die Entwicklung der Luftqualität unmöglich.

Ein großer Autor und Lehrer

Für Jahrzehnte hat Hubert Ziegler die botanische Wissenschaft in Deutschland ganz wesentlich geprägt. Dazu haben nicht nur seine ca. 400 Originalpublikationen beigetragen, sondern vor allem auch seine ganz besondere Fähigkeit, die größeren Zusammenhänge in der Wissenschaft zu sehen und für den Leser einsichtig und begreifbar darzustellen – so etwa in seinen Artikeln in den „Fortschritten der Botanik“. Vielfach war er als Kapitelautor und vor allem auch als Herausgeber von Handbüchern tätig. Als Beispiel sind die vier Bände „Physiological Plant Ecology“ aus der „Encyclopedia of Plant Physiology“ zu nennen, in denen zum ersten Mal überhaupt das Wissen auf diesem Gebiet zusammengefasst wurde. Generationen von Studenten haben die Pflanzenphysiologie nach seinem Teil im „Stasburger“, dem „Lehrbuch der Botanik“ gelernt. Seinen Schülern war er ein begeisterter Lehrer: Für etwa 80 von ihnen war er der Doktorvater, und zehn von ihnen wurden Universitätsprofessoren.

Besondere Verdienste hat sich Hubert Ziegler als aktiver und kritischer Herausgeber vieler wissenschaftlicher Fachzeitschriften erworben. Sein Lieblingskind war

die Zeitschrift „Trees – Structure and Function“, die er 1986 begründete. Mit ihr erhielt die Disziplin der Baumkunde ein bis heute hoch angesehenes Forum. Die eindrucksvolle, knorrige Eiche auf dem Titelblatt der Zeitschrift ist ein Symbol für Hubert Ziegler und sein wissenschaftliches Leben.

Wohl niemals hat sich Hubert Ziegler geweigert, seine Kompetenz und sein Wissen für die wissenschaftliche Gemeinschaft zur Verfügung zu stellen. So war er etwa Präsident der Deutschen Botanischen Gesellschaft, die ihn später zum Ehrenmitglied ernannte. Für sein wissenschaftspolitisches Engagement in vielen nationalen und internationalen Gremien und Kommissionen, das bleibende Spuren hinterlassen hat, gebührt ihm großer Dank.

Auszeichnungen und Ehrungen

Für sein Wirken erhielt er viele Ehrungen und Auszeichnungen, darunter die Ehrendoktorwürde der Universitäten Bochum, Regensburg und Würzburg, und er war Mitglied auch der Deutschen Akademie der Wissenschaften Leopoldina, der Academia Europaea, der Academia Scientiarum et Artium Europaea und korrespondierendes Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste. Eine ganz besondere Auszeichnung bedeutete ihm die Verleihung des Bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst.

Verdienstvolles Engagement in der Akademie

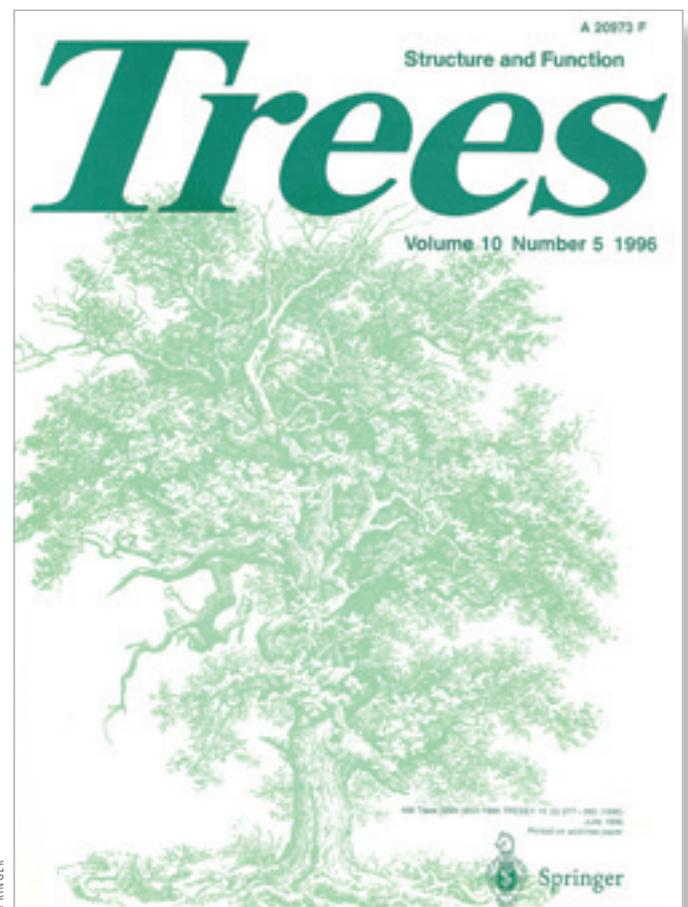
Nach seiner Emeritierung wurde die Akademie mehr und mehr zur wissenschaftlichen Heimat für Hubert Ziegler. Er engagierte sich mit Umsicht und Geschick für ihre Aufgaben, und er wirkte elf Jahre lang als Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen

Klasse. Auf seine Idee und sein Engagement ging die 1986 gegründete „Kommission für Ökologie“ zurück, um durch die „verfügbaren Forschungs- und Erkenntniskapazitäten auch zur Lösung allgemeiner und spezifischer Umweltprobleme beizutragen – insbesondere auch durch Aufklärung der Öffentlichkeit und durch Beratung von Regierung und Verwaltung“. Hubert Ziegler hat diese Kommission bis wenige Monate vor seinem Tode geleitet. Sie bleibt ein eindrucksvolles Vermächtnis des Verstorbenen.



Der Autor ist emeritierter o. Professor für Botanik an der Universität Würzburg, ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und langjähriges Mitglied der Kommission für Ökologie.

Titelblatt der von Hubert Ziegler 1986 begründeten Zeitschrift zur Baumkunde. Vorlage des Eichenmotivs war ein Kupferstich aus E. A. Roßmähler „Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert“, Leipzig/Heidelberg 1881.



AKADEMIE INTERN

Kurz notiert



Ministerpräsident Horst Seehofer verlieh Heinz-Gerd Hegering am 9. Juli 2009 im Antiquarium der Münchner Residenz den Bayerischen Verdienstorden.

**VON
GISELA VON KLAUDY**

**RUNDE
GEBURTSTAGE**

85 JAHRE

Prof. Dr. Dr. h. c. mult.

Friedrich L. Bauer, Professor emeritus für Mathematik und Informatik, am 10. Juni 2009.

Prof. Dr. René Pillorget, Professor emeritus für Geschichte des Humanismus und der Renaissance, am 26. Juli 2009.

80 JAHRE

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Gerhard A. Ritter, Professor emeritus für Neuere und Neueste Geschichte, am 29. März 2009.

Prof. Dr. Gottfried Märkl, Professor emeritus für Organische Chemie, am 28. April 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Dieter Medicus, Professor emeritus für Römisches, Antikes und Bürgerliches Recht, am 9. Mai 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. Martin Heckel, Professor emeritus für Staats- und Kirchenrecht, am 22. Mai 2009.

Prof. Dr. Giles Constable, Professor emeritus für Mediävistik, am 1. Juni 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult.

Knut Borchardt, Professor a. D. für Wirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftslehre, am 2. Juni 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. Winfried Bühler, Professor emeritus für Klassische Philologie, am 11. Juni 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolf-Dieter

Stempel, Professor emeritus für Romanische Philologie, am 7. Juli 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Gottfried

Landwehr, Professor emeritus für Experimentalphysik, am 22. August 2009.

75 JAHRE

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Peter

Häberle, Professor emeritus für Öffentliches Recht, Rechtsphilosophie und Kirchenrecht, am 13. Mai 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Josef Stoer,

Professor emeritus für Angewandte Mathematik, am 21. Juni 2009.

Prof. Dr. Gerhard Neumann,

Professor emeritus für Neue Deutsche Literatur, am 22. Juni 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. Hasso Hofmann,

Professor emeritus für Öffentliches Recht, Rechts- und Staatsphilosophie, am 4. August 2009.

70 JAHRE

Prof. Dr. Wulf-Dieter Geyer,

Professor emeritus für Mathematik, am 14. März 2009.

Prof. Dr. Peter Berthold, Professor

emeritus für Biologie, am 19. April 2009.

Prof. Dr.-Ing. Dr.-Ing. E. h.

Christoph Reigber, Professor emeritus für Geodäsie, am 8. Juli 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Karl-Heinz

Hoffmann, Professor emeritus für Angewandte Mathematik und Statistik, am 18. Juli 2009.

Prof. Dr. Anne Sjerp Troelstra, Professor emeritus für Reine Mathematik und Grundlagen der Mathematik, am 12. August 2009.

65 JAHRE

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Erwin

Neher, Professor für Biophysik, am 20. März 2009.

Prof. Dr. Walter Gander, Professor

für Informatik, am 24. Mai 2009.

Prof. Dr. Frank Büttner, Professor

für Kunstgeschichte, am 1. Juli 2009.

Prof. Dr. Ivan Netuka, Professor für

Mathematik, am 7. Juli 2009.

Prof. Dr. Gerhard Regn, Professor

für Romanische Philologie, am 10. September 2009.

VERSTORBEN

Prof. Dr. Edmund Hlawka, Professor emeritus für Mathematik,

* 5. November 1916

† 19. Februar 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hubert

Ziegler, Professor emeritus für Botanik,

* 28. September 1924

† 17. April 2009.

Prof. Dr. Barthel Hrouda, Professor

emeritus für Vorderasiatische Archäologie,

* 28. Juni 1929

† 19. Juli 2009.

**ORDEN, PREISE,
EHRUNGEN**

Prof. Dr. Holger Braunschweig,

Professor für Anorganische Chemie, Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Roland

Bulirsch, Professor emeritus für Höhere und Numerische Mathematik, Gedenkmedaillen der Fakultät für Mathematik der Universität Prag und der Pädagogischen Fakultät der Technischen Universität Liberec.

Prof. Dr. Paul Knochel, Professor für Organische und Metallorganische Chemie, Karl-Ziegler-Preis der Gesellschaft Deutscher Chemiker.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Heinrich Nöth, Professor emeritus für Anorganische Chemie, Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Prof. Dr. Manfred Weitlauff, Ordinarius a. D. für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Bayerischer Verdienstorden.

EHRENDOKTORWÜRDEN

Prof. Dr. Peter Häberle, Professor für Öffentliches Recht, Rechtsphilosophie und Kirchenrecht, Ehrendoktorwürden der Universitäten Tiflis (Georgien) und Buenos Aires (Argentinien).

Prof. Dr. Claus Roxin, Professor emeritus für Strafrecht, Strafprozessrecht und Allgemeine Rechtslehre, Ehrendoktorwürde der Universität Huelva (Spanien).

Prof. Dr. Bernd Schönemann, Professor für Strafrecht, Strafprozessrecht, Rechtsphilosophie und Rechtssoziologie, Ehrendoktorwürde der Universität Tiflis (Georgien).

Prof. Dr. Reinhard Zimmermann, Professor für Bürgerliches Recht, Römisches Recht und Historische Rechtsvergleichung, Ehrendoktorwürde der Universität Stellenbosch (Südafrika).

AUSGESCHIEDEN

Dr. Daniel A. Di Liscia, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommission für die Herausgabe der Werke von Johannes Kepler, am 31. Juli 2009.

NEUE MITARBEITER

Gabriele Sieber, Angestellte in der Akademie-Verwaltung, am 1. April 2009.

Dr. Christian Gerlach, Bayerische Kommission für die Internationale Erdmessung, am 1. Mai 2009.

Uwe Fischer, Angestellter in der Akademie-Verwaltung, am 1. August 2009.

Daniel Vogel, Verwaltungsangestellter im Leibniz-Rechenzentrum, am 1. August 2009.

MITGLIEDSCHAFTEN

Prof. Dr. Dr. h. c. Horst Kessler, Professor für Organische Chemie, Ehrenmitglied der Israelischen Chemischen Gesellschaft sowie Ehrenmitglied der National Magnetic Resonance Society of India.

Prof. Dr. Reinhold Leinfelder, Professor für Paläontologie, Berufung in den Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen.

Prof. Dr. Markus Schwoerer, Professor emeritus für Physik, Ehrenmitglied der Deutschen Physikalischen Gesellschaft.

Prof. Dr. Gunter Wenz, Professor für Systematische Theologie, Berufung in die 11. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland und in die 11. Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands.

DIENSTJUBILÄUM

25-jähriges Dienstjubiläum:

Herbert Peregovich, technischer Angestellter am Leibniz-Rechenzentrum, am 30. Juni 2009.

Dr. Robert Volk, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommission für die Herausgabe der Werke des Johannes von Damaskus (bis 2006: Patristische Kommission), am 31. Mai 2009.

ZUWAHLEN IN DEN KOMMISSIONEN

Die Professoren Christian Danz, Jochem Hennigfeld, Friedrich Hermann, Lori Hühn, Frank Büttner, Rolf Schönberger und **Gunther Wenz** in die Kommission für die Herausgabe der Schriften von Schelling.

Prof. Dr. Irmgard Fees in die Kommission für die Herausgabe der Urkunden Kaiser Friedrichs II.

Prof. Dr. Hans-Peter Bunge in die Kommission für Glaziologie.

Prof. Dr. Johannes Huber in das BAdW Forum Technologie.

WEITERE PERSONALIA

Prof. Dr. Horst Fuhrmann, seit 1975 Vorsitzender der Kommission für das Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“ (bis 2007 Kommission für das Repertorium Fontium Historiae Medii Aevi), ist von diesem Amt zurückgetreten.

Prof. Dr. Claudia Märkl wurde zu seiner Nachfolgerin gewählt.

Prof. Dr. Heinz-Gerd Hegering, ehem. Vorsitzender des Direktoriums des Leibniz-Rechenzentrums, Bayerischer Verdienstorden.



Die letzte Sportstunde am 9. Juli 2009 in der Ricarda-Huch-Schule.



Die Akademiesportgruppe – das Aus

Am 17. September 1985 lud der Personalratsvorsitzende Dr. Egon Felder zur „Gymnastikstunde“ in die Türkenschule ein. Seitdem (also fast 24 Jahre lang!) haben sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie jeden Donnerstag zu Gymnastik, Fitness und anschließendem Volleyballspiel getroffen. Die gemeinsamen sportlichen Aktivitäten boten eine gute Gelegenheit, Kolleginnen und Kollegen aus anderen Abteilungen und Instituten besser kennen zu lernen und den Kontakt auch über die Dienstzeit hinaus zu halten.

Nun hat der Zentrale Hochschulsport München, auf eine Empfehlung des Rechnungshofes hin, die Betreuung der Akademiesportgruppe aufgekündigt, d. h. die Trainerstellung und Turnhallennutzung beendet. Eine Fortführung ließ sich aus organisatorischen und finanziellen Gründen leider nicht bewerkstelligen.

GRATULATION

Dieter Medicus zum 80. Geburtstag

DER JURIST DIETER MEDICUS, EMERITIERTER PROFESSOR FÜR RÖMISCHES, ANTIKES UND BÜRGERLICHES RECHT AN DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN, FEIERTE AM 9. MAI 2009 SEINEN 80. GEBURTSTAG.

VON
DIETMAR WILLOWEIT

Ein großer Jurist geht seinen eigenen Weg. Dieter Medicus hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das deutsche Zivilrecht geprägt, wie nur wenige andere. Das ist auf den ersten Blick umso erstaunlicher, als sein Zugang zum Recht stets ein sehr persönlicher gewesen ist.

Die erfrischende Kreativität im Umgang mit einer Materie, die Nichtjuristen oft sehr zu Unrecht als „trocken“ erscheint, muss Dieter Medicus schon in jungen Jahren erworben haben. Denn es ist kaum ein Zufall, dass ein so selbständig argumentierender Rechtsgelehrter wie Medicus seinen Weg im Römischen Recht begann, also in der Auseinandersetzung mit jenem hochdifferenzierten Juristenrecht, dem einst die Persönlichkeiten der klassischen römischen Jurisprudenz ihren individuellen Stempel aufgedrückt haben.

Frühe Erfolge auf dem Gebiet des Römischen Rechts

Nach dem 1949 an der Berliner Humboldt-Universität begonnenen und in Würzburg und Münster fortgesetzten Studium hat Dieter Medicus als Schüler des international hoch angesehenen Max Kaser seine beiden akademischen Qualifikationsarbeiten dem Römischen Recht gewidmet. Mit seiner

Habilitationsschrift über „Id quod interest“ hat er 1962 ein bis heute maßgebendes Standardwerk über die Grundlagen des Schadensersatzrechts geschaffen – eine Leistung, die umgehend durch die Berufung auf den Kieler Lehrstuhl für Bürgerliches Recht und Römisches Recht Anerkennung fand.

Schon 1966 nahm er einen Ruf an die Juristische Fakultät der Universität Tübingen an, 1969 wechselte er nach Regensburg, 1978 schließlich an die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität. Eine Reihe anderer ehrenvoller Rufe lehnte er ab.

Standing ovations zum Abschied in München

Überall, wo Medicus gelehrt hatte, hinterließ er eine dankbare Hörerschaft. Die Münchner Studenten verabschiedeten ihn 1994 mit stan-

ding ovations. Der leidenschaftliche Lehrer mochte auch als Emeritus den Kontakt mit der studentischen Hörerschaft nicht missen. Noch bis zum Jahre 2008 nahm er einen Lehrauftrag an der Universität Halle-Wittenberg wahr.

Ehrendoktorate und die Verleihung des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland begleiteten seinen Weg. Schon 1980 war er zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt worden.

Ein Lehrbuch als Bestseller

Als Dieter Medicus 1968 ein Buch mit dem Titel „Bürgerliches Recht. Eine nach Anspruchsgrundlagen geordnete Darstellung zur Examensvorbereitung“ veröffentlichte, ging ein Aufatmen durch die deutschen Hörsäle, in denen sich junge Leute bis dahin mit systematisch angelegten Lehrbüchern und nur exemplarischen Fallsammlungen auf das juristische Staatsexamen vorbereiteten. Wer aber begriffen hatte, wie das mit Aussicht auf Erfolg geschehen musste, war damit beschäftigt, gerade die schwierigsten Probleme und offenen Fragen des Zivilrechts zu studieren und planmäßig zu sammeln, um den Anforderungen der Examensklausuren gewachsen zu sein. Nun lag erstmals in der neueren Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft ein Werk vor, dessen Autor diese



Dieter Medicus.

Sisyphosarbeit für das studentische Publikum geleistet hatte und das dringend benötigte Spektrum problematischer Fallkonstellationen präsentierte. Doch nicht nur das. Medicus demonstrierte Seite für Seite, wie im Einzelfall gesetzeskonforme und interessengerechte Lösungen zu finden und zu begründen waren: unter sorgfältiger Abwägung der für die Beteiligten eintretenden Konsequenzen, stets verwandte Fallgestaltungen bedenkend und die Systematik des Gesetzes niemals aus dem Blick verlierend.

So haben seitdem alle deutschen Juristen ihre Profession erlernen können, wenn auch nicht jeder in derselben Vollendung. Der Einfluss dieses Buches war und ist größer als jener der vielbeschriebenen Repetitionen. Seit seinem ersten Erscheinen wurde es über 20 Mal neu aufgelegt und inhaltlich von seinem Autor immer wieder überarbeitet, ergänzt, aktualisiert.

Souveräne Beherrschung nicht nur juristischer Themen

Die rechtsgeschichtliche Bedeutung des Werkes liegt in der methodisch wegweisenden Bewältigung einer hochkomplex gewordenen, vom Gesetz allein nicht mehr einzufängenden gesellschaftlichen Realität durch konsequente Handhabung der unserer Rechtsordnung zu Grunde liegenden Rationalität. Nicht zufällig gehörte Dieter Medicus daher zu jenen führenden deutschen Zivilrechtlern, die wesentliche Vorarbeiten zur späteren Schuldrechtsreform geleistet haben. Es ging ihm dabei niemals nur um fachspezifische Details der Jurisprudenz. Allein Medicus' Publikationen in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften über „Zivilrecht und werdendes Leben“ (Sitzungsberichte der Phil.-hist. Klasse 1985, Heft 1) und „Unrecht und Unglück. Zum Verhältnis von Recht und



Technik“ (Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1992) bezeugen die Weite seines Blicks und die souveräne juristische Beherrschung nicht nur juristischer Themen.

Liebe zur Weisheit

Dieter Medicus wusste auch den Studienanfänger zu ermutigen. Nicht alle seine weiteren Lehrbücher müssen hier aufgeführt werden. Doch der Verfasser dieser Zeilen möchte nicht verschweigen, dass er sich mit den von Medicus verfassten Einführungen in das Schuldrecht noch in fortgeschrittenem Alter gerne für die Vorlesung motivierte und seinen Hörern ein Gleiches zu tun empfohlen hat. Die Wissenschaft vom Bürgerlichen Recht vermittelt nicht nur erhel-

lende Einblicke in die Mechanismen des Privatrechtsverkehrs – sie kann auch Freude machen. Nicht zuletzt dieses können wir bei Dieter Medicus lernen. Denn das imponierende Werk dieses intellektuell überlegenen Juristen spiegelt Eigenschaften wider, die wir als philosophia im antiken Sinne, als Liebe zur Weisheit verstehen dürfen: Aufmerksamkeit und Scharfsinn im Urteil, Bescheidenheit und Fairness im Verhalten. Gerne erinnere ich mich an die erste Begegnung in Regensburg vor etwa 35 Jahren. Umso mehr freue ich mich, Dieter Medicus heute die herzlichen Glückwünsche der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zum 80. Geburtstag aussprechen zu dürfen.



Unentbehrlich für Generationen von Examenskandidaten: das Lehrbuch „Bürgerliches Recht“ von Dieter Medicus, seit 1968 in mehr als 20 Auflagen erschienen.

Der Autor ist seit 2006 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und em. ordentlicher Professor für Deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Recht und Kirchenrecht an der Universität Würzburg.

GRATULATION

Rationale Streitkultur und rhetorische Prägnanz

AM 2. JUNI 2009 BEGING DER WIRTSCHAFTSHISTORIKER KNUT BORCHARDT SEINEN 80. GEBURTSTAG. DIE BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN IST DEM LANGJÄHRIGEN VORSITZENDEN DER KOMMISSION FÜR SOZIAL- UND WIRTSCHAFTSGESCHICHTE FÜR SEIN ENGAGEMENT ZU DANK VERPFLICHTET.

VON FRIEDRICH
WILHELM GRAF

Am 2. Dezember 1978 hält Knut Borchardt, seit 1969 ordentlicher Professor für Wirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftslehre an der LMU und seit 1974 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in der Jahressitzung im Münchner Herkulesaal den Festvortrag über „Zwangslagen und Handlungsspielräume in der großen Wirtschaftskrise der frühen dreißiger Jahre: Zur Revision des überlieferten Geschichtsbildes“. Kein anderer Akademie Vortrag seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat eine vergleichbar breite und intensive Wirkung ausgeübt.

Akademie Vortrag mit herausragender Wirkung

Knut Borchardt wirft hier eine der Schlüsselfragen der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts neu auf, und er entfaltet seine Antwort methodisch umsichtig mit Argumenten, die dem Konsenscredo der alten Bundesrepublik zuwiderlaufen, dass ein ökonomisch weitsichtiger Interventionsstaat die konjunkturelle Entwicklung dicht am Idealpfad steuern könne. Hätte sich die „Deutsche Revolution“ der Nationalsozialisten durch eine klügere Wirtschaftspolitik der Regierung Brüning verhindern lassen? Hätte eine expansive staatliche Konjunk-

turpolitik nicht die katastrophalen Folgen der Weltwirtschaftskrise in Deutschland abmildern können? Warum setzte man nicht auf höhere Staatsverschuldung, um die dramatische Arbeitslosigkeit zu bekämpfen?

Aus der Gegenwart für die Geschichte lernen

In kluger Skepsis verwirft Borchardt den „rückwärtsgewandten Problemlösungsoptimismus“, dass sich die große Krise hätte vermeiden oder meistern lassen, wäre den Politikern nur rechtzeitig die treffende Diagnose und richtige fiskalische Therapie eingefallen. In der Konjunkturkrise seit Mitte der 1970er Jahre sieht er eine Chance für den Historiker, die arrogante

Selbstsicherheit der Nachgeborenen, ihre nachträgliche Besserwisseri zu erschüttern. Man lerne nicht nur aus der Geschichte für die Gegenwart, sondern im gelingenden Fall auch aus der Gegenwart für die Geschichte, deren nüchternere, gerechtere Deutung.

Knut Borchardt analysiert die sehr engen Handlungsspielräume der historischen Akteure, betont die Eigenmacht der Ökonomie gegenüber der Politik und macht zugleich deutlich, dass die Krisendynamik durch spezifische innen- wie außenpolitische Konstellationen verstärkt wurde, die den Handelnden nicht zur Disposition standen.

Dass politisch gewollte, aber ökonomisch zu hohe Lohnkosten schon

Knut Borchardt
(Aufnahme vom Herbst 2005).



KOMMISSIONSARCHIV/THOMAS METZ

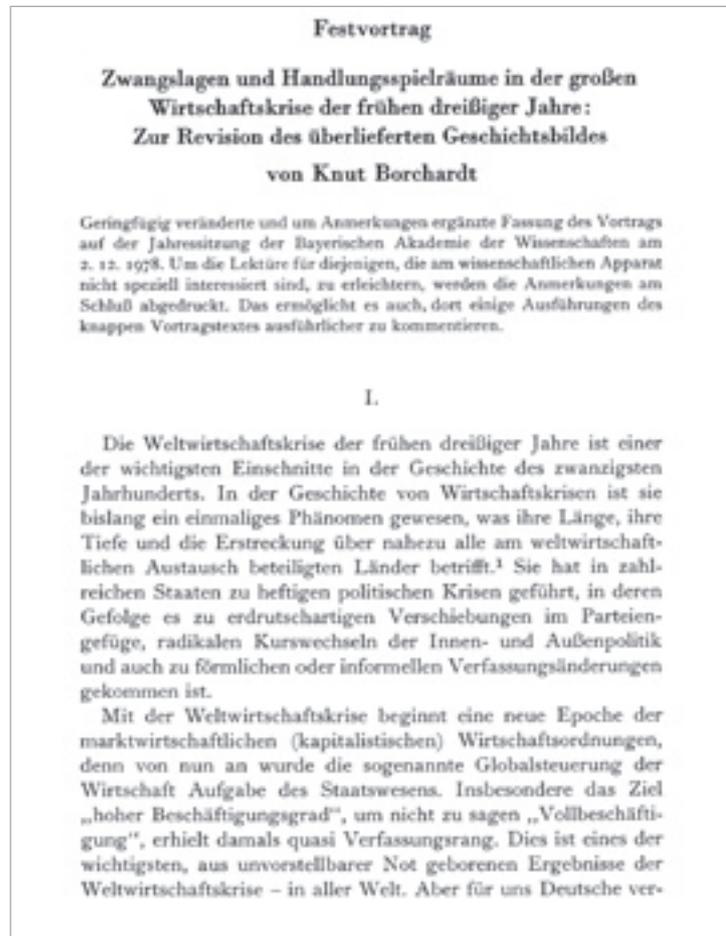
seit 1919 entscheidend zur Krise beigetragen hätten, hörte 1978 niemand gern. So provozierte der zu rationaler Streitkultur befähigte Gelehrte mit seiner Analyse tragischer Zwangslagen und längerfristiger Fehlentwicklungen einen bis heute anhaltenden gelehrten Streit, die sog. „Borchardt-Kontroverse“. Das entscheidende Argument erkennen aber auch seine Kritiker an: In einem kaum noch funktionsfähigen politischen System können langfristige ökonomische Fehlentwicklungen nicht korrigiert werden.

Historiker, Wirtschaftswissenschaftler und Regieassistent bei Brecht

Knut Borchardt ist am 2. Juni 1929 in Berlin geboren worden und erlebt bei seinem 80. Geburtstag nun einen neuen Siegeszug jenes Staatsglaubens, an dessen ganz große Heilkraft er als protestantisch nüchterner Weberianer aus guten Gründen nicht glaubt.

Wie andere Gelehrte seiner Generation ist seine Lebensgeschichte stark geprägt durch die Kataklysmen der neueren deutschen Geschichte. Nach dem Abitur im Jahr 1948 studiert er an der Humboldt-Universität Germanistik und Geschichte, engagiert sich im Kreis des wissenschaftlichen Nachwuchses am Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv und lernt als Regieassistent bei Bertolt Brecht auch viel übers politische Welttheater.

In München geht er 1951 zur Betriebs- und Volkswirtschaftslehre über. Nach dem Examen als Diplom-Kaufmann wird er hier 1956 mit einer Arbeit über „Das Argument des grossen Binnenmarktes“ summa cum laude bei Friedrich Lütge, dem ersten Vorsitzenden der 1962 gegründeten Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, promoviert. Schon kurz



nach der Habilitation 1961 vertritt er einen Lehrstuhl in Tübingen, und im Jahr darauf zieht er einen Ruf nach Mannheim dem nach Tübingen vor. Als Rektor der Mannheimer Universität im aufgeregten Jahr 1966/67, Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat beim Bundeswirtschaftsministerium (seit 1970) und langjähriges Mitglied im Vorstand, Kuratorium und Vorstandsrat des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung gewinnt Knut Borchardt erheblichen politischen Einfluss. Auch engagiert er sich in der Friedrich-Ebert-Stiftung. Seine Arbeiten zur Geschichte der industriellen Revolution in Deutschland gelten ebenso wie seine Analysen von Konjunktur und Wachstum im 19. Jahrhundert inzwischen als klassisch. Mehrere Rufe lehnt er ab, bevor er 1969 nach München zurückkehrt und sogleich zum Mitglied der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte berufen wird.

Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Seit 1974 deren Vorsitzender, treibt der vielfältig geehrte Leibniz-Preisträger ebenso unermüdlich wie effizient eines der wichtigsten Unternehmen des Akademienprogramms, die Kritische Gesamtausgabe der Werke Max Webers, voran. Hier hat er in zwei stattlichen Bänden Webers Schriften und Reden zum „Börsenwesen“ kritisch ediert und in einer faszinierend kundigen Einleitung eine Welt des Tauschhandels erschlossen, die selbst Weber-Spezialisten völlig fremd geblieben war.

Wer Knut Borchardt kennt, schätzt seine rhetorische Prägnanz und Argumentationskraft. Möge dem Jubilar seine außergewöhnliche Geistesgegenwart noch lange erhalten bleiben!



Die „Borchardt-Kontroverse“ hatte „ihre Ursache 1978 in einem Vortrag vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“, ließ die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ ihre Leser am 2. Juni 2009 wissen. Der Vortrag ist veröffentlicht im Jahrbuch der Akademie von 1978, S. 85–132.

Der Autor ist o. Professor für Systematische Theologie und Ethik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und stellv. Vorsitzender der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

85. GEBURTSTAG

Pionier der Informatik

FRIEDRICH L. BAUER, VATER DER DEUTSCHEN INFORMATIK UND EMERITIERTER ORDINARIUS AN DER TU MÜNCHEN, HAT AUCH DIE GRÜNDUNG DES LEIBNIZ-RECHENZENTRUMS DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN MASSGEBLICH INITIIERT. AM 10. JUNI 2009 FEIERTE ER SEINEN 85. GEBURTSTAG.

VON CHRISTOPH ZENGER

F. L. Bauer (links) und Arndt Bode im Gespräch: Der Mitbegründer und der heutige Leiter des Leibniz-Rechenzentrums bei der Festveranstaltung „F. L. Bauer 85 Jahre“ am 15. Juni 2009 in den Räumen der Akademie.

Vor wenigen Tagen hat F. L. Bauer seinen 85. Geburtstag gefeiert. Wir haben uns heute auch aus diesem Anlass hier versammelt in einem Jahr, in dem wir viele Jubiläen begehen und begangen haben. Dass es Ihre Gesundheit erlaubt, an dieser Feier teilzunehmen, mit 85 Jahren alles andere als eine Selbstverständlichkeit, dafür dürfen Sie und wir heute dankbar sein.

Es ist hier nicht der Raum, um ausführlich auf Ihre wissenschaftlichen Leistungen einzugehen. Das ist bei Ihrem 50., 60., 65., 70., 75. und 80. Geburtstag ausführlich geschehen, und viele von uns durften ja auch bei diesen Festen dabei sein. Ich will das hier nicht wiederholen. Stattdessen möchte ich auf einige Aspekte eingehen, die wir mit etwas Abstand heute vielleicht etwas klarer sehen und einordnen können.

Was bei Ihnen am meisten ins Auge springt: Sie sind von Ihrem grundlegenden Forschungsinteresse her kein Spezialist, der seine Freude darin findet, sich an einer Detailfrage festzubeißen, der auf ein großes kunstvolles Gebäude ein weiteres Stockwerk draufsetzt. Wenn Sie Bauingenieur wären, wäre Ihr Gebiet der Tiefbau, wobei Sie beim Erstellen der Fundamente nicht wissen konnten, was für ein Gebäude darauf einmal errichtet würde. Als Mediziner wären Sie wohl kein Hals-Nasen-Ohren-Arzt geworden, eher ein Geburtshelfer,



der ja auch nicht weiß, was aus dem Kind wird, dem er den Weg in die Welt erleichtert. Ihr Forschungsinteresse ist und war es immer, etwas Neues auf den Weg zu bringen.

Sie haben zwar Physik studiert, das Gebiet dann aber rasch verlassen. Sie waren fasziniert von der neu aufkommenden Computertechnik und erkannten schon damals zusammen mit Ihrem Freund Klaus Samelson das Potenzial einer ganz einfachen Datenstruktur, der Sie den Namen „Keller“ gaben, heute in der englischen Fachsprache „stack“. Sie setzten sie auch in hardware um, die Voraussetzung dafür, dass sie patentiert werden konnte. Für die Erfindung erhielten Sie später nicht nur den Computer Pioneer Award, eine der höchsten Auszeichnungen in der Informatik und Informationstechnik, sie steht auch am Anfang des heute weit ausgedehnten Fachgebiets, das das Zusammenspiel von Algorithmen und Datenstrukturen untersucht. Sie beschäftigten sich

mit der Numerik, dem Anwendungsgebiet, das als Erstes die Chance ergriff, die sich durch den Computer eröffnete. Praktisch alles in dieser Wissenschaft musste unter diesem Gesichtspunkt neu bedacht werden: Zu den Grundaufgaben der linearen Algebra, den linearen Gleichungssystemen und Eigenwertproblemen und zur Grundaufgabe der Analysis, der numerischen Integration, gibt es grundlegende Arbeiten von Ihnen. Und mit den durch den Computer ganz neu gestellten Fragen nach der numerischen Stabilität eines Verfahrens, nach der Empfindlichkeit eines Verfahrens gegenüber den unvermeidlichen Rundungsfehlern, befassten Sie sich über viele Jahre mit bedeutenden Beiträgen. Als sich das Gebiet in viele Einzeldisziplinen und Spezialfragen entfaltete, hatten Sie es bereits wieder verlassen.

Eine andere, für den Einsatz von Computern noch grundlegendere Frage hatte Sie in Ihren Bann gezogen und in gewisser Weise nie

Mit der hier abgedruckten, leicht gekürzten Rede gratulierte Christoph Zenger dem Informatiker F. L. Bauer bei der Festveranstaltung „F. L. Bauer 85 Jahre“.

mehr los gelassen: Wie formuliert man ein Verfahren, ein Programm angemessen, welche Sprache ist dafür geeignet? Man kann durchaus sagen, dass diese Fragestellung am Anfang einer neuen Wissenschaft, der späteren Informatik, stand, die Sie Ihr Leben lang nicht mehr los ließ. ALGOL 60, die – wie man wohl sagen darf – erste nach klaren Prinzipien grundlegende universelle Programmiersprache, war von Ihnen wesentlich mitgeprägt. Bei den Weiterentwicklungen hin zu ALGOL 68 ließen Ihre Begeisterung und Ihr Interesse schon spürbar nach.

Sie öffneten als Erster den Blick auf die Informatik als Ingenieurwissenschaft und prägten den Begriff „software engineering“, heute ein eigenständiges Fachgebiet, an manchen Universitäten sogar ein eigenständiger Studiengang. Und schließlich – und dafür kennt Sie jeder: Sie erkannten frühzeitig die Rolle der Informatik als einer neuen, eigenständigen Disziplin, schrieben zusammen mit den Mitarbeitern die notwendigen Lehrbücher und starteten den ersten deutschen Studiengang Informatik. Man könnte diese Liste leicht erweitern, aber es soll zunächst genügen.

Jedem wird klar sein, dass das, was Sie auf den Weg gebracht haben, nicht nur, ja vielleicht nicht einmal in erster Linie eine intellektuelle Leistung darstellt. Die Ausprägung Ihrer Persönlichkeit darf da nicht außer Acht gelassen werden. Ich glaube, es war bei Ihrem 65. Geburtstag, wo ich in einer Tischrede sagte, dass die – bei Ihnen stark ausgeprägte – kämpferische Seite Ihrer Persönlichkeit nicht durch das z. B. in den östlichen Kampfsportarten favorisierte Bild der sich im Sturm biegender Weide darzustellen ist, die durch ihre Beweglichkeit dem Angriff ausweicht. Wenn es hart auf hart ging, und das war in

Ihrem Leben nicht selten, waren Sie eher eine knorrige Eiche, die sich dem Sturm frontal entgegenstellt und dann hinterher manchmal etwas zerzaust dasteht, oder, um ein anderes Bild zu verwenden, Sie waren der unerschütterliche Fels in der Brandung, der beim Sturm halt ein paar Brocken einbüßt, aber nicht von der Stelle weicht. Wer mit Ihnen zu tun hatte, das galt für Freund und Feind gleichermaßen, wusste stets, woran er war. Hinterlistige Schläue ist kein Aspekt Ihrer Persönlichkeit, wenn Ihnen das auch gelegentlich nachgesagt wurde. Das war vielleicht am deutlichsten in den Jahren um 1968 erkennbar, wo an Ihrer Haltung nie ein Zweifel aufkommen konnte. Bei der Niederschlagung des Prager Frühlings durch die Sowjet-Armee hing aus Ihrem Bürofenster gut sichtbar die tschechische Fahne, und Sie stellten geflohene Tschechen am Institut ein.

Ich erwähne das alles deshalb, weil ohne diesen Aspekt Ihre Leistung schwer verständlich bliebe. Man versuche sich einmal vorzustellen, wie es gelingen kann, an einer Hochschule eine neue Disziplin wie die Informatik durchzusetzen. An einer Hochschule, an der damals alle Entscheidungen von einem Senat getroffen wurden, in dem die Dekane als Vertreter ihrer Fakultäten saßen. Kein Dekan verzichtet freiwillig auf Geld oder gar einen Lehrstuhl für seine Fakultät zu Gunsten eines anderen Fachs. So waren auch auf der Wunschliste für neue Professuren, die die Hochschule dem Ministerium jährlich vorlegte, auf den vorderen Positionen nach meiner Erinnerung nie Informatikprofessuren zu sehen. Dass diese trotzdem eingerichtet wurden, war eine Folge Ihrer Hartnäckigkeit, wobei Ihnen allerdings die sachorientierte Arbeit einiger herausragender Staatsbeamter zu Hilfe kam. Ich sage das, weil Sie immer wieder dankbar

die Förderung durch Herrn von Elmenau vom Kultusministerium würdigten, und Sie haben auch nie die Unterstützung durch die damalige Kanzlerin, Frau Molitoris, vergessen.

Man kann sich fragen und auch darüber spekulieren, wo Sie diese Hartnäckigkeit, diese geradlinige Haltung her haben. Sie würden wahrscheinlich sagen, dass Sie das von Ihren Eltern so gelernt haben. Aber etwas anderes darf sicher auch nicht übersehen werden: Sie gehören der Generation an, die nicht nur – wie meine eigene Generation – die Mängel und den Hunger der Nachkriegszeit erlebt hat, sondern selber das Grauen des Naziregimes und des Krieges am eigenen Leib in aller Härte erfahren musste. Menschen dieser Generation haben eine besondere Haltung zum Leben. Wir verdanken dieser Generation unser Grundgesetz, dessen 60-jähriges Jubiläum wir gerade gefeiert haben, unsere freiheitliche Rechtsordnung und die Grundgedanken unserer sozialen Marktwirtschaft.

Wir schulden dieser Generation Dank, und heute ist Gelegenheit, Ihnen als einem herausragenden Vertreter dieser Generation zu danken. Ich tue das persönlich, weil Ihr Vorbild mein berufliches Leben ganz entscheidend geprägt hat, und ich tue es im Namen vieler, denen Sie den Weg geebnet haben, die Sie unterstützt haben und die aus Ihrem Lebenswerk Nutzen ziehen. Nicht jeder hat zwar so wie Sie die Chance, in einer Zeit zu leben, wo er eine neue Wissenschaft mit großer wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung mit auf den Weg bringen kann, aber es gibt eben auch nicht viele, die eine solche Chance auch ergreifen. Sie haben es getan.

Herzlichen Dank, alles Gute für Ihre weiteren Lebensjahre und alles Gute zu Ihrem 85. Geburtstag!



Der Autor ist em. Ordinarius für Ingenieurwissenschaften in der Informatik und numerische Programmierung an der TU München und Ständiger Sekretär der Kommission für Informatik, die das Leibniz-Rechenzentrum in Garching betreibt.



GESCHICHTE

Ein Prunkstück kehrt zurück

DER NEUE BLICKFANG IN DER VORBIBLIOTHEK DER
AKADEMIE ERINNERT AN DIE 250-JÄHRIGE GESCHICHTE DES HAUSES.



ALLE ABB.: BADW

Umzug in die Residenz: Am 8. Juli 2009 kehrte der Schrank von Christoph Gernet aus der Zeit um 1790 in die Akademie zurück.

VON SYLVIA KRAUSS

In der Vorbibliothek der Bayerischen Akademie der Wissenschaften steht seit Anfang Juli 2009 ein neuer Schrank – kein Akten- oder Bücherschrank, kein Archiv- oder Panzerschrank, sondern ein historischer Vitrinenschrank aus der originalen Mobiliarausstattung der kurfürstlich bayerischen Akademie der Wissenschaften im Wilhelminum in der Neuhauser Straße.

Frühklassizistischer Blickfang

Er stammt aus einer Serie von Schränken, die um 1790 im Auftrag von Kurfürst Karl Theodor (1724–1799, reg. 1742 bzw. 1777–1799) durch den Hofkistler Christoph Gernet im frühklassizistischen Stil für die Akademie als Bibliotheks- bzw. Sammlungsschränke gefertigt wurden (siehe dazu Peter Volk, Der ehemalige Hofbibliotheksaal von 1783/84 in München. Ein Beitrag zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, Jahrgang

1974, Heft 9, S. 21). Der großformatige Vitrinenschrank mit circa 2,80 m Breite und Höhe, bestehend aus Unterbau und geschweiftem Aufsatz, ist aus Nadelholz gearbeitet und mit einem Anstrich in gebrochenem Weiß sowie grün übermalten Ornamenten und Profilen versehen. Die einzelnen Schrankteile sind mit verglasten Türflügeln verschlossen. Die Vitrine war ursprünglich Teil einer geschlossenen Raumausstattung, was noch an der asymmetrischen Ornamentierung zu erkennen ist. Sie wurde erst durch die Restaurierung zu einem freistehenden Möbel umgebaut.

Umzug ins Nationalmuseum gegen lebhaften Widerstand

Zur Ausstattung des 1855 neu gegründeten Bayerischen Nationalmuseums mussten auf Anordnung König Maximilians II. von Bayern (1811–1864, reg. 1848–1864) Objekte aus Schlössern, Institutionen und Kirchen abgegeben werden. Auch aus der Akademie und dem Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, namentlich dem Münzkabinett

und dem Antiquarium, gelangten bedeutende Kunstwerke in das neue Museum. Der zweite Direktor Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck (1811–1903) holte 1868 aus der Akademie gegen deren lebhaften Widerstand Schränke „mit geschnittenen Verzierungen“, die mathematisch-physikalische Instrumente enthielten (siehe Sigrid Sangl, Möbel, in: Renate Eikermann und Ingolf Bauer, Das Bayerische Nationalmuseum 1855–2005, 150 Jahre Sammeln, Forschen, Ausstellen, S. 326–340, hier S. 331).

Ein Raum für Max III. Joseph

Mit diesen Vitrinenschränken stattete das Bayerische Nationalmuseum in seinem im Jahr 1900 eröffneten Neubau an der Prinzregentenstraße einen Saal aus, der der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und ihrem Gründer Kurfürst Maximilian III. Joseph gewidmet war (siehe zu diesem Raum Lorenz Seelig, „Gegenstände, die bisher der Welt verborgen waren“. Kunstwerke aus den Sammlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Bayerischen Nationalmuseum, in: Dietmar Willoweit (Hrsg.), Wissenswelten. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften und die wissenschaftlichen Sammlungen Bayerns, Ausstellungen zum 250-jährigen Jubiläum der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 2009, S. 288–301, hier S. 296–299). Um die Schränke herum, die damals noch mit Vasen, Schmuckaufbauten und Lorbeerfestons verziert waren, wurde der Raum mit stilistisch passenden Vertäfelungen und Porträts von Gründungs-



mitgliedern, sowie in den Farben der Schränke, grünes Blattwerk auf weißem Grund, dekoriert. In den Schränken waren physikalische Instrumente ausgestellt, die allerdings nicht aus den Sammlungen der Akademie stammten.

Im Zweiten Weltkrieg wurde dieser Saal Maximilians III. Joseph so stark zerstört, dass er nach 1945 nicht mehr in seiner ursprünglichen Fassung wiederaufgebaut werden konnte. Lediglich einer der Schränke wurde restauriert und in den 1990er Jahren in dem Saal über „Kunst und Wissenschaft im Zeitalter der Aufklärung“ aufgestellt. Die übrigen drei Schränke aus der Alten Akademie verblieben jahrzehntelang unbeachtet im Depot des Museums.

Glücklicher Zufall

Erst in jüngster Zeit kam Bewegung in die Angelegenheit. Die Schränke wurden von der Bayerischen

Schlösserverwaltung in ihr Bereitstellungsdepot (Jagdzeugstadl-Depot) in Nymphenburg übernommen, um restauriert und anschließend nach Kempten und Höchstädt geliefert zu werden.

Im Zuge der Vorbereitung des 250-jährigen Jubiläums der Akademie der Wissenschaften erfuhr die Archivarin der Akademie, Sylvia Krauss, zufällig vom Verbleib der Schränke. Die Leitung der Akademie bemühte sich sofort um die Rückführung eines Schrankes. Seine offizielle Überlassung aus dem Besitz des Bayerischen Nationalmuseums an die Akademie der Wissenschaften „zur weiteren Erhaltung und Nutzung“ datiert vom 11. Dezember 2008.

Im Mittelpunkt der Ausstellung „Helle Köpfe“

Die Münchner Firma Clemens von Schoeler führte im Januar und Februar 2009 die Restaurierung



GEIST UND GESTALT, BD. 3, ABB. 254

termingerecht durch, so dass der Schrank ab März den vielbewunderten Mittelpunkt der Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs „Helle Köpfe. Die Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759 bis 2009“ bilden konnte (siehe den gleichnamigen Ausstellungskatalog im Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2009, S. 175–186). Bestückt war er mit Sammlungsobjekten aus dem Völkerkundemuseum und der Zoologischen Staatssammlung von den großen Expeditionen der Akademiemitglieder des 19. und frühen 20. Jahrhunderts: Johann Baptist von Spix und Carl Friedrich Philipp von Martius nach Brasilien, Moritz Wagner nach Mittelamerika, Chevalier Jean de Grez nach Indonesien, Lucian Scherman nach Ostasien sowie Prinzessin Therese von Bayern nach Süd- und Nordamerika.

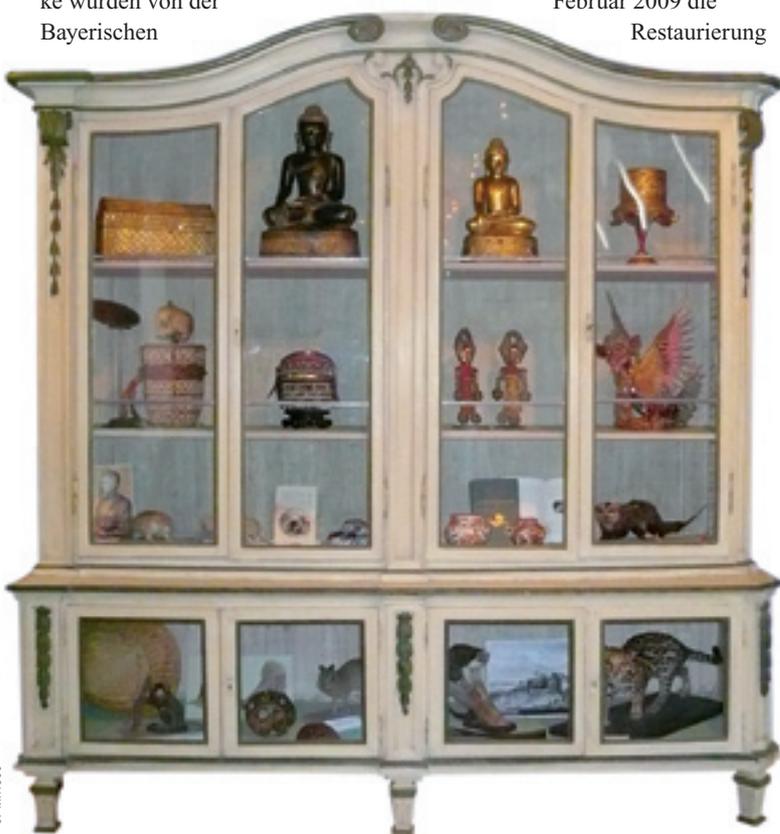
Nach dem Ende der Ausstellung kam der Schrank an seinen endgültigen Bestimmungsort in der Vorbibliothek der Akademie. Hier wartet er derzeit darauf, mit Zimelien der Akademiegeschichte gefüllt zu werden.



Der Kurfürst Max III. Joseph gewidmete Saal mit den eingebauten Akademieschränken, „Gelehrtenporträts“ und „Instrumenten“ im Bayerischen Nationalmuseum, vor dem Zweiten Weltkrieg.

Der Schrank in der Ausstellung „Helle Köpfe“, bestückt mit Objekten großer Expeditionen, von Buddhas aus Burma bis zu Tieren aus dem Amazonasgebiet.

Die Autorin leitet das Archiv der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und die Abteilung V im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. Sie hat die Ausstellung „Helle Köpfe. Die Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759 bis 2009“ im Bayerischen Hauptstaatsarchiv kuratiert.



S. KRAUSS



TAGUNG

Wissenschaft und Politik

NAMHAFTE WISSENSCHAFTLER DISKUTIEREN VOM 14. BIS 16. OKTOBER IN MÜNCHEN ÜBER DIE HISTORISCHEN GRUNDLAGEN, THEORETISCHEN PROBLEME, ABER AUCH DIE AKTUELLEN FRAGEN IM SPANNUNGSFELD VON WISSENSCHAFT UND POLITIK.

In der aktuellen Diskussion über den weltweiten Klimawandel scheinen wissenschaftliche Erkenntnisse und Prognosen der Politik den Weg weitgehend vorzuzeichnen. Werden politische Entscheidungen in solchen Fällen durch den Sachverstand des Fachmanns ersetzt? Was bedeutet das für den demokratischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozess, der sich doch gerade durch Präsentation politischer Alternativen und Pluralität der Konzepte auszeichnet?

Vielschichtiges Verhältnis von Wissenschaft und Politik

Die von Dietmar Willoweit und Horst Dreier organisierte Tagung nimmt solche Fragen und Beobachtungen zum Anlass, dem vielschichtigen Verhältnis von Wissenschaft und Politik in grundsätzlicher Weise nachzuspüren. Sie behandelt in vier Sektionen sowohl die geschichtlichen Erscheinungsformen und politiktheoretischen Fragestellungen wie auch aktuelle Probleme. Zwölf namhafte Wissenschaftler – Juristen, Politologen, Philosophen, Historiker und Ökonomen – stellen ihre Beiträge zur Diskussion.

Sektion I: Politik ohne Wissenschaft?

Dietmar Willoweit und Horst Dreier eröffnen die Tagung am Mittwoch, 14. Oktober 2009, um 15 Uhr. Die daran anschließende erste Sektion steht unter der Leitfrage „Politik ohne Wissenschaft?“ Der Politikwissenschaftler **Henning Ottmann**

(LMU München) stellt „Dezisionistische Politikmodelle“ vor, **Andreas Anter** (Universität Leipzig), spricht über den „Begriff der Politik bei den politikwissenschaftlichen Klassikern des 20. Jahrhunderts“.

Sektion II: Wissenschaft ohne Politik?

Am Donnerstagvormittag, 15. Oktober 2009, steht ab 9.00 Uhr die Sektion II „Wissenschaft ohne Politik?“ auf dem Programm. Der Jurist **Horst Dreier** (Universität Würzburg) referiert über den Werturteilsstreit, anschließend diskutiert **Helmuth Schulze-Fielitz** (Universität Würzburg) „Politische Voraussetzungen wissenschaftlicher Forschung“. Mit dem Verhältnis von Naturwissenschaften zur Politik befasst sich der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker **Carlos Ulises Moulines** (LMU München) beim letzten Vortrag des Vormittags unter dem Thema „Naturwissenschaften als politikfreie Forschung?“.

Sektion III: Wissenschaft statt Politik?

Am Nachmittag des 15. Oktober 2009 spricht der Jurist **Hasso Hofmann** (Humboldt-Universität Berlin), über „Politik durch Wissenschaft überholen – Traum aller Aufklärer“, danach stellt **Hans Maier**, em. o. Professor für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der LMU München und ehemaliger bayerischer Kultusminister, die Frage „Können Bildungspolitiker planen?“

Mit der Frage „Politischer Wille oder ökonomisches Gesetz?“ befasst sich **Otmar Issing**, Präsident des Center for Financial Studies an der Universität Frankfurt und Vorsitzender der Expertengruppe „Neue Finanzarchitektur“. Der Jurist **Oliver Lepsius** (Universität Bayreuth) beendet die Sektion mit seinem Vortrag über „Prognose als Problem von Wissenschaft und Politik“.

Sektion IV: Wissenschaft in der Politik?

Die letzte Sektion am Freitagvormittag, 16. Oktober 2009, steht unter der Leitfrage „Wissenschaft in der Politik?“ Der Jurist und Akademiepräsident **Dietmar Willoweit** (Universität Würzburg) eröffnet sie mit seinem Vortrag über „Rat und Entscheidung in der alteuropäischen Monarchie“.

Die „Möglichkeiten und Grenzen der Politikberatung in der Bundesrepublik Deutschland“ lotet anschließend **Peter Graf Kielmase**, emeritierter o. Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Mannheim. Zum Abschluss der Tagung spricht der Politikwissenschaftler **Herfried Münkler** (Humboldt-Universität Berlin) über „Gemeinwohl als Gemeinschaftsaufgabe von Politik und Wissenschaft“.

An jeden Vortrag schließt sich eine 30-minütige Diskussion an.

Hinweis

Die dreitägige Veranstaltung findet vom 14. bis 16. Oktober 2009 im Plenarsaal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt. Das genaue Programm finden Sie unter www.badw.de/aktuell/termine/index.html

Es wird keine Tagungsgebühr erhoben, allerdings ist eine Anmeldung erforderlich. Bitte nutzen Sie das Anmeldeformular unter www.badw.de/aktuell/termine/wissundpolitik/anmeldeformular.php



LANDESGESCHICHTE

Mythos Ludwig II.

ZUR VORBEREITUNG DER LANDESAUSSTELLUNG 2011 DES HAUSES DER BAYERISCHEN GESCHICHTE FINDET VOM 18. BIS 20. NOVEMBER 2009 EIN WISSENSCHAFTLICHES KOLLOQUIUM IN DER AKADEMIE STATT. MITVERANSTALTER IST DIE KOMMISSION FÜR BAYERISCHE LANDESGESCHICHTE. DAS PROGRAMM UMFASST 22 VORTRÄGE UND EINE PODIUMSDISKUSSION.

**Mittwoch, 18. November 2009,
19.00–21.00 Uhr**

„Streitfall Ludwig II.“
Öffentliche Podiumsdiskussion
mit Prof. Dr. Hans Förstl, Prof. Dr. Marita Krauss, Prof. Dr. Michael Petzet; Moderation: Prof. Dr. Hermann Rumschöttel

**Donnerstag, 19. November,
9.00–12.30 Uhr**

Begrüßung: Staatsminister Dr. Wolfgang Heubisch (angefragt)

Chance und Gefährdung. Wilhelm II. und Ludwig II. als Medienmonarchen (Dr. Martin Kohlrausch, DHI Warschau)

Das politische Schicksal Ludwigs II. (Prof. Dr. Hans-Michael Körner, LMU München)

Wie funktioniert das Königreich Bayern unter Ludwig II.? Überlegungen zu politischer Verfassung und Eliten im Bayern Ludwigs II. (Prof. Dr. Bernhard Löffler, LMU München)

Die Wahrnehmung Bayerns im Kaiserreich – Selbst- und Fremdbilder (Dr. Karl Borromäus Murr, TIM Augsburg)

**Donnerstag, 19. November,
14.00–17.30 Uhr**

Gründerzeiten: Zwischen Boom und Wirtschaftskrise – das Königreich Bayern im deutschen Vergleich (Prof. Dr. Ferdinand Kramer, LMU München)

Alter Adel, neues Geld. Europäischer Schlossbau als Legitimationsstrategie (Prof. Dr. Hans Ottomeyer, DHM Berlin)

Der Symbolismus Ludwigs II. Ein Schlüssel zur Lösung des „Ewigen Räthsels“? (Dr. Alexander Rauch, München / Leipzig)

Gesellschaftliche Funktionen des Musiktheaters. München und Berlin im Vergleich (Dr. Sven Oliver Müller, Universität Bielefeld)

**Freitag, 20. November,
9.00–13.00 Uhr**

Von Ludwig II. bis Ludwig III. – Modernisierungsprozesse in Bayern (Prof. Dr. Marita Krauss, Universität Augsburg)

Made in Bavaria. Technische Innovationsleistungen bayerischer Unternehmen zur Zeit Ludwigs II. (Dr. Richard Winkler, Bayerisches Wirtschaftsarchiv München)

König Ludwig II. und die soziale Frage. Verspätete Reformen? (Prof. Dr. Hermann Rumschöttel, Neubiberg)

Kulturkampf in Bayern – bayerisches Staatskirchentum versus Ultramontanismus (Prof. Dr. Franz Xaver Bischof, LMU München)

Frömmigkeitsphänomene zur Zeit Ludwigs II. (Dipl.-Theol. Stephan Mokry, LMU München)

Der Chiemgau in der Zeit Ludwigs II. und der Bau des Schlosses Herrenchiemsee (Otto Feldbauer M.A.)

Macht und Differenz. Mechanismen der königlichen Macht Ludwigs II. im Allgäu (Dr. Stefan Lindl, Universität Augsburg)

Zwischen „angestammter Treue“ und „republikanischer Aufmüpfigkeit“. Die Volksstimmung in Bayern im Spiegel der Berichte der Regierungspräsidenten (Dr. Barbara Kink, LMU München)

Ludwig II. und der Bayerntourismus (Dr. Michael Kamp, München)

Die Psychiatrie in München zwischen König Max II. und König Ludwig II. (Dr. Wolfgang Burgmair, München)

Die Absetzung Ludwigs II. aus juristischer Sicht (Dr. Cajetan von Aretin, München)

**Freitag, 20. November,
14.00–16.00 Uhr**

Ludwig II. und die Männer – Ein Schwanengesang (Dr. Rainer Herrn, Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft e.V., Berlin)

Vom Traum-König zum Illusions-Künstler. Wandlungen des Ludwig-Bildes im Film (Dr. Bernd Kiefer, Universität Mainz)

„Wie keines, das ich je gesehen!“ Schloss Neuschwanstein als Ikone und Projektion (Marcus Spangenberg M. A., Regensburg)

Abschlussdiskussion

Hinweise

Das Kolloquium „Götterdämmerung. König Ludwig II. und seine Zeit“ findet vom 18. bis 20. November 2009 im Plenarsaal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt. Für die Teilnahme ist eine Anmeldung erforderlich unter Tel. 0821-3295-121 oder per E-Mail an poststelle@hdbg.bayern.de

Weitere Informationen finden Sie im Internet unter www.hdbg.de/ludwig/

VORSCHAU

September bis Dezember 2009



ESO

„Fenster ins All“ – eine dreiteilige Vortragsreihe zum Jahr der Astronomie; hier Antennen im Testbetrieb für Atacama Large Millimeter Array (ALMA) in Chile.

Montag, 28. September 2009
Konjunkturen eines Langzeitprojektes – das Corpus Vasorum Antiquorum zwischen Positivismus und Hermeneutik
 Vortrag von Prof. Dr. Stefan Schmidt (Kommission für das Corpus Vasorum Antiquorum)
 Vortragsreihe „Den Sachen auf den Grund gehen. Wissenschaftliches Arbeiten in der Akademie“.
 Plenarsaal
 16.00 Uhr

Montag, 5. Oktober 2009
Vom Buch in die Datenbank: das Repertorium „Geschichtsquellen“ im Umbruch
 Vortrag von Dr. Markus Wesche (Kommission für das Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“)
 Vortragsreihe „Den Sachen auf den Grund gehen“.
 Plenarsaal
 16.00 Uhr

Hinweis

Bitte beachten Sie auch unsere aktuellen Ankündigungen im Internet unter www.badw.de/aktuell/termine.html. Dort finden Sie Informationen zu Tagungsprogrammen, Anmeldefristen u. a.

Montag, 12. Oktober 2009
Aus der Arbeit des deutschen Inschriftenwerks

Vortrag von Dr. Christine Steininger (Kommission für die Herausgabe der Deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit)
 Vortragsreihe „Den Sachen auf den Grund gehen“.
 Plenarsaal
 16.00 Uhr

Dienstag, 13. Oktober 2009
Massive Schwarze Löcher und Galaxien

Vortrag von Prof. Dr. Reinhard Genzel (Max-Planck-Institut für extraterrestrische Physik)
 Vortragsreihe „Fenster ins All“ zum Jahr der Astronomie 2009.
 Plenarsaal
 18.00 Uhr

Mittwoch, 14. Oktober bis Freitag, 16. Oktober 2009
Wissenschaft und Politik. Historische Grundlagen, theoretische Probleme und aktuelle Fragen

Tagung, Leitung: Prof. Dr. Dietmar Willoweit und Prof. Dr. Horst Dreier.
 Plenarsaal
 Beginn: 14.10.2009
 14.30 Uhr
Anmeldung erforderlich unter anmeldung@badw.de

Samstag, 17. Oktober 2009
Lange Nacht der Museen
 Es beteiligen sich die Bayerische Kommission für die Internationale Erdmessung, das DGFI und die Kommission für Glaziologie.
 Geodäsiemuseum und Foyer
 18.00–2.00 Uhr

Samstag, 24. Oktober 2009
Tag der Offenen Tür im Leibniz-Rechenzentrum und im Walther-Meißner-Institut

Leibniz-Rechenzentrum, Boltzmannstr. 1, 85748 Garching; Walther-Meißner-Institut, Walther-Meißner-Str. 8, 85748 Garching (auf dem Forschungscampus)
 11.00–18.00 Uhr

Montag, 26. Oktober 2009
Von Metern zu Millimetern: Neue Perspektiven in der Geodäsie

Vortrag von Dr. Christof Völksen (Bayerische Kommission für die Internationale Erdmessung)
 Vortragsreihe „Den Sachen auf den Grund gehen“.
 Plenarsaal
 16.00 Uhr

Dienstag, 3. November 2009
**„... baut Schiffe, die sich für die Himmelsluft eignen...“
 Johannes Kepler und der Weg ins All**

Vortrag von Prof. Dr. Roland Z. Bulirsch (TU München, Vorsitzender der Kommission für die Herausgabe der Werke von Johannes Kepler)
 Vortragsreihe „Fenster ins All“.
 Plenarsaal
 18.00 Uhr

Montag, 9. November 2009
Das Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache

Vortrag von PD Dr. Petra Maurer und PD Dr. Johannes Schneider (Kommission für zentral- und ostasiatische Studien)
 Vortragsreihe „Den Sachen auf den Grund gehen“.
 Plenarsaal
 16.00 Uhr

**Montag,
16. November 2009**

Beginn und Ausgang der Römerzeit im mittleren Alpenraum. Aus der Arbeit der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer

Vortrag von Dr. Marcus Zagermann (Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer)

Vortragsreihe „Den Sachen auf den Grund gehen“.

Plenarsaal

16.00 Uhr

**Dienstag,
17. November 2009**

Das heiße Universum

Vortrag von Prof. Dr. Günther Hasinger (Max-Planck-Institut für Plasmaphysik)

Vortragsreihe „Fenster ins All“.

Plenarsaal

18.00 Uhr

**Mittwoch, 18. November bis
Freitag, 20. November 2009**
Götterdämmerung. König Ludwig II. und seine Zeit

Kolloquium der Kommission für bayerische Landesgeschichte und des Hauses der Bayerischen Geschichte.

Plenarsaal

Beginn: 18.11.2009

19.00 Uhr

Anmeldung erforderlich unter Tel. 0821-3295-121 oder poststelle@hdbg.bayern.de

Montag, 23. November 2009
Schaukeln – Bohren – Registrieren – Analysieren: Aus der Arbeit der Kommission für Glaziologie

Vortrag von Dr. Heidi Escher-Vetter (Kommission für Glaziologie)

Vortragsreihe „Den Sachen auf den Grund gehen“.

Plenarsaal

16.00 Uhr

**Mittwoch,
25. November 2009**

Menschwerdung und Kultur. Die Begegnung von Paläontologie und Urgeschichte im Heidelberger Akademieprojekt „The role of culture in early expansions of humans“

Gesprächsabend mit Prof. Dr.

Friedemann Schrenk (Universität Frankfurt) und apl. Prof. Dr. Michael Bolus (Universität Tübingen)

Gesprächsreihe „Grenzfragen der Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften“ in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek.

Fürstensaal der Bayerischen Staatsbibliothek, Ludwigstraße 16, 80539 München

18.00 Uhr

Samstag, 5. Dezember 2009
Wissenswelten – Von der Keilschrift bis zur Nanotechnologie

Tag der Offenen Tür in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Alfons-Goppel-Str. 11, 80539 München (in der Residenz) 10.00–18.00 Uhr

**Donnerstag,
10. Dezember 2009**

Gehirn und Geist. Neurobiologie und Philosophie im Gespräch

Gesprächsabend mit Prof. Dr. Benedikt Grothe (LMU München) und Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer (Universität Leipzig)

Gesprächsreihe „Grenzfragen der Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften“ in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek.

Fürstensaal der Bayerischen Staatsbibliothek, Ludwigstraße 16, 80539 München

18.00 Uhr

**Tag der Offenen Tür in der Akademie:
Wissenswelten – Von der Keilschrift bis zur Nanotechnologie**

Das Jubiläumsjahr wäre nicht vollständig, würde nicht auch die aktuelle Arbeit in den Blick genommen. Mit einem großen Tag der Offenen Tür am 5. Dezember 2009 beschließt die Bayerische Akademie der Wissenschaften daher ihr Veranstaltungsprogramm zum 250-jährigen Bestehen. Dann ist es möglich, einen Blick hinter die Kulissen von Forschungsvorhaben zu werfen, die von nationaler und internationaler Bedeutung sind.

Die Akademie steht als außeruniversitäre Forschungseinrichtung für Grundlagenforschung auf höchstem Niveau. Der Bogen spannt sich von der Keilschriftforschung bis zur Nanotechnologie. So erstellen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit dem Thesaurus linguae Latinae das umfassendste Wörterbuch des antiken Latein weltweit; sie edieren die Urkunden Kaiser Friedrichs II. ebenso wie die Schriften des Philosophen Schelling oder des Soziologen Max Weber; sie machen das Werk Orlando di Lasso – eines der bedeutendsten Komponisten, der in Bayern wirkte – zugänglich; sie betreiben im Leibniz-Rechenzentrum das Münchner Wissenschaftsnetz und einen der drei nationalen Höchstleistungsrechner; sie erforschen im Walther-Meißner-Institut für Tieftemperaturforschung die Supraleitung u. v. m.

Nutzen Sie den Tag der Offenen Tür – besuchen Sie einen Trakt der Residenz, der normalerweise nicht zugänglich ist, vom Keller mit den Überresten der Neuveste über das Geodäsie-museum bis zu den Spezialbibliotheken. Informieren Sie sich im Gespräch mit Akademiemitgliedern über ihre Zugehörigkeit zur größten Wissenschaftsakademie eines Bundeslandes. Werfen Sie einen Blick hinter die Kulissen und besuchen Sie das weltweit einzigartige Archiv des Thesaurus linguae Latinae mit etwa 10 Millionen Zetteln. Sprechen Sie mit den Forschern, hören Sie Kurzvorträge über die Arbeit an Spezialwörterbüchern, archäologischen Grabungen, über die bayerische Landesgeschichte oder auch das Problem der Digitalisierung von Forschungsergebnissen. Sehen Sie Filme über die wechselvolle Geschichte der Akademie, über spektakuläre Expeditionen oder eines der modernsten Rechenzentren Europas. Werfen Sie einen Blick in die Personalakten berühmter Gelehrter, z. B. von Max von Pettenkofer, Johann Andreas Schmeller, Joseph von Fraunhofer, Albert Einstein, Wilhelm Conrad Röntgen oder Max Planck. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Das vollständige Programm finden Sie ab Herbst 2009 unter www.badw.de/aktuell/





ÜBERBLICK

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften



BADWICH SCHWARZ

Der „Thesaurus-Gang“ in der Akademie: Hier entsteht das erste umfassende wissenschaftliche Wörterbuch des antiken Latein von den Anfängen bis 600 n. Chr.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, gegründet 1759 von Kurfürst Max III. Joseph, ist eine der größten und ältesten Wissenschaftsakademien in Deutschland. Sie ist zugleich Gelehrtenengesellschaft und Forschungseinrichtung von internationalem Rang.

Gelehrte Gemeinschaft

Die Mitglieder bilden die gelehrte Gesellschaft der Akademie. Sitzungsgemäß müssen sie durch ihre Forschungen „zu einer wesentlichen Erweiterung des Wissensbestandes“ ihres Faches beigetragen haben. Die Akademie besitzt das Selbstergänzungsrecht, d. h. Mitglied kann nur werden, wer auf Vorschlag von Akademiemitgliedern ohne äußeres Zutun ausschließlich nach seinem wissenschaftlichen Ansehen gewählt wird. Die ordentlichen Mitglieder haben ihren Wohnsitz im Freistaat Bayern. Sie allein sind stimmberechtigt und zur Teilnahme an den Sitzungen und Arbeiten der Akademie

Sie interessieren sich für die öffentlichen Veranstaltungen des Hauses? Sie wollen die Zeitschrift „Akademie Aktuell“ regelmäßig erhalten, um sich über laufende Aktivitäten, Neuerscheinungen oder Forschungsergebnisse zu informieren? Gerne nehmen wir Sie in unseren Verteiler auf. Kontakt: Tel. 089-230 31-1141, E-Mail presse@badw.de.

verpflichtet. Derzeit hat die Akademie 165 ordentliche Mitglieder, 153 korrespondierende (auswärtige) sowie ein Ehrenmitglied.

Außeruniversitäre Forschungseinrichtung

In 41 Kommissionen und zwei Arbeitsgruppen mit rund 330 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern betreibt die Akademie Grundlagenforschung in den Geistes- und Naturwissenschaften. Der Schwerpunkt liegt auf langfristigen Vorhaben, die die Basis für weiterführende Forschungen liefern und die kulturelle Überlieferung sichern, darunter kritische Editionen, wissenschaftliche Wörterbücher sowie exakt erhobene Messreihen. Sie ist ferner Trägerin des Leibniz-Rechenzentrums, eines der größten Supercomputing-Zentren Deutschlands, und des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung (beide in Garching bei München). Die Akademie ist seit 1959 im Nordostflügel der Münchner Residenz beheimatet.

Jubiläum 2009: Veranstaltungen bis Jahresende

Ihren 250. Geburtstag begeht die Akademie noch bis Jahresende 2009 mit einem vielseitigen Programm. Alle Informationen finden Sie unter www.badw.de oder in der gedruckten Programmbroschüre, die im Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit erhältlich ist.



IMPRESSUM

HERAUSGEBER

PROF. DR. JUR. DIETMAR WILLOWEIT
PRÄSIDENT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

CHEFREDAKTION

DR. ELLEN LATZIN
PRESSEREFERENTIN DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ART DIRECTION

TAUSENDBLAUWERK,
MICHAEL BERWANGER
INFO@TAUSENDBLAUWERK.DE

REDAKTIONSANSCHRIFT

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
PRESSESTELLE
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN
TEL. 089-23031-1141
FAX 089-23031-1285
PRESSE@BADW.DE

AUTOREN DIESER AUSGABE

PROF. DR. ARNDT BODE
DR. BERNHARD EBNETH
DR. MANFRED FLIEGER
DR. ERICH FUCHS
PROF. DR. FRIEDRICH WILHELM GRAF
DR. EDITH HANKE
PROF. DR. LUDWIG HOLZFURTER
DR. JOHANNES JOHN
DR. STEFAN JORDAN
GISELA VON KLAUDY
DR. SYLVIA KRAUSS
PROF. DR. OTTO L. LANGE
DR. ELLEN LATZIN
PROF. DR. LENZ MEIEROTT
DR. CORNELIA MEYER-STOLL
DR. GUIDO MÖLLERING
PROF. DR. LAMBERT SCHMITHAUSEN
DR. STEPHAN A. SIEBER
DR. HELGA UEBACH
PD DR. MELANIE WALD-FUHRMANN
DR. MARIE-LUISE WEBER
PROF. DR. DIETMAR WILLOWEIT
PROF. DR. CHRISTOPH ZENGER

VERLAG

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN

ISSN: 1436-753X

ANZEIGEN

PREISE AUF ANFRAGE IM PRESSEREFERAT
DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSEN-
SCHAFTEN

GESAMTHERSTELLUNG

LANDESAMT FÜR VERMESSUNG
UND GEOINFORMATION
ALEXANDRASTRASSE 4
80538 MÜNCHEN

REDAKTIONSSCHLUSS
DIESER AUSGABE

15. AUGUST 2009

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAdW enthalten. Alle Texte dieser Ausgabe dürfen ohne Genehmigung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bei Nennung des Autors und der Quelle reproduziert werden. Um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den jeweiligen Inhabern der Bildrechte abzuklären. Sie finden das Magazin auch als PDF (Portable Document Format) im Internet unter <http://www.badw.de>.